



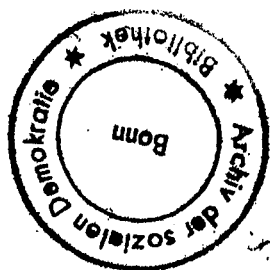
Willy Brandt

Links und frei

Mein Weg 1930–1950

Hoffmann und Campe

Das Foto auf Seite 2 zeigt Willy Brandt 1933 in Oslo



CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Brandt, Willy:

Links und frei : mein Weg 1930-1950 / Willy Brandt. -
Hamburg : Hoffmann und Campe, 1982.

ISBN 3-455-08743-4

Copyright © 1982 by Willy Brandt
Alle Rechte der deutschen Ausgabe
beim Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
Umschlaggestaltung Jan Buchholz und Reni Hinsch
Gesetzt aus der Garamond-Antiqua
Satzherstellung Fotosatz Otto Gutfreund, Darmstadt
Druck und Bindearbeiten Richterdruck, Würzburg
Printed in Germany

Inhalt

Vorwort 7

Lübeck

Der Anfang vom Ende 9 - Kaiser der kleinen Leute 14 - Nicht vom
Brot allein 20 - Blauer Kittel, bunte Mütze 25 - Hanseatische
Tradition 32 - Ein schreibender Bürger wird Sozialist 40 - Wei-
mars Niedergang 44 - ...wo das Herz schlägt 54 - Das traurige
Ende 60

Oslo

Über die Ostsee 67 - Kein typischer Weg 71 - ...und fürchte dich
nicht 74 - Nordische Demokratie 82 - Martin Tranmäl 88 -
Selbsternannte Eliten 97 - Blick auf Deutschland 102 - Friedens-
preis für Ossietzky 107 - Hodann und Reich 114

Paris

Fast ausgeliefert 121 - Februar 1934/Mai 1936 126 - Léon Blum 133
- Heinrich Manns Volksfront 140 - Münzenberg, Breitscheid,
Hanna Kirchner 150 - Versuche der Umgruppierung 158 - Sektie-
rer aller Länder... 163

Berlin

Reise ins Ungewisse 171 - Im deutschen Untergrund 178 - Was
hätte Rosa gesagt? 185 - Kattowitz 191 - Sverre 196 - Von Bauer
zu Kreisky 200 - Josef Seligers Erben 207 - Opfer ohne Zahl 211

Barcelona

Eine aufregende Erfahrung 215 - Mit Blindheit geschlagen 220 -
Die Schwarz-Roten 228 - Zwischen den Stühlen 236 - Terror 247 -
Largo Caballero 254 - Ende und neuer Anfang 258

Oslo II

Staatenlos 261 - September 1939 265 - Finnland und sein großer
Nachbar 271 - Entartung? 279 - April 1940 286 - Von Quisling bis

Doriot 292 – In Gefangenschaft 297 – Über die Grenze und zurück
306 – Widerstand im Norden 309

Stockholm

Doppeltes Exil 319 – Schwedens SAP und die Myrdals 327 – Die
»Kleine Internationale« 336 – Rettung aus Kopenhagen 346 –
Wider den Vansittartismus 352 – Was wird aus Deutschland? 360 –
Leber und Trott 364 – Mai 1945 375

Berlin II

Pendler 383 – »Kaisen von Bremen« 387 – Wieder in Lübeck 393 –
Nürnberg 402 – Kurt Schumacher 413 – Rückkehr unter Ruinen
422 – Ernst Reuters Beispiel 431 – Des Alten Neubeginn in Bonn
438

Namenregister 452

Vorwort

Mit diesem Buch möchte ich Erfahrungen vermitteln, die sich mir in
den dreißiger und vierziger Jahren eingeprägt haben.

Als ich in Lübeck in die Bebelsche Sozialdemokratie hineingeboren
wurde, erschien die Forderung der breiten Schichten nach staatsbür-
gerlicher Gleichstellung und ihr Verlangen nach sozialer Sicherheit als
zwei Seiten ein und derselben Medaille. Mehr noch: In jenen jungen
Jahren stellte sich mir der Sozialismus, den wir erstrebten, als konse-
quent verwirklichte demokratische Freiheit dar – nicht nur politisch,
auch ökonomisch und kulturell. Wir waren links im Sinne von
antiautoritär, veränderungsbereit, Gerechtigkeit und Sicherheit be-
wirkend.

Den Zusammenbruch der Weimarer Republik erlebte ich nicht
allein als Versagen des Bürgertums und als die nazistische Entfesse-
lung niedrigster Triebe. Nicht minder empfand ich die Kraftlosigkeit
der »Linken« und eine weit verbreitete Wirklichkeitsferne, die durch
die Spaltung der Arbeiterbewegung noch verschlimmert worden war.
Dies alles trug zur Katastrophe bei, die deutsch war und europäisch
wurde. Ich gehörte damals zu einer linkssozialistischen Sondergrup-
pe. Die Gefahren von Sektierertum erfuhr ich nicht weniger deutlich
als die geistarme Unzulänglichkeit von Kolossen auf tönernen
Füßen.

Mein Weg führte mich über Kopenhagen nach Oslo und Stock-
holm. Mit den Freunden im deutschen Untergrund und im Exil blieb
ich in engem Kontakt. Ich war häufig in Paris, einige Monate in
Spanien und lernte auch sonst einiges von Westeuropa kennen. Doch
die stärksten Impulse empfing ich von der lebendigen Wirklichkeit
skandinavischer Liberalität und von der Fähigkeit unverbrauchter
Regierungen, sich der Wirtschaftskrise entgegenzustemmen und ziel-
strebig auf sozialen Ausgleich hinzuwirken. Mein Linkssozialismus

Barcelona

Eine aufregende Erfahrung

In »Kattowitz« zur Jahreswende 1936/37 war beschlossen worden, daß ich Max Diamant als Verbindungsmann unserer Gruppe in Barcelona ablösen sollte. Ich konnte diesen Auftrag mit der Berichterstattung für norwegische Blätter kombinieren.

Spanien zog seit Jahren das Interesse der europäischen Linken auf sich. Mir war in lebhafter Erinnerung, welche Begeisterung sich im Frühjahr 1931 einer sonst eher unterkühlten Versammlung im Lübecker Gewerkschaftshaus bemächtigt hatte, als die Nachricht vom Sturz der spanischen Diktatur und Monarchie bekanntgegeben wurde. Das war ein Zeichen der Hoffnung. Im Herbst 1934 hatte der Aufstand der asturischen Bergarbeiter weltweit Aufsehen erregt. In den Wahlen vom Februar 1936 siegte das Wahlbündnis der Frente Popular, und in Madrid regierten bürgerliche Demokraten.

Gegen sie, nicht gegen eine Regierung der »Roten«, richtete sich der Putsch vom Juli 1936, der durch Intervention von außen nicht lange ein Bürgerkrieg blieb. In Berlin, unter dem täglichen Eindruck der NS-Presse, trieb mich die Sorge um, Spanien könnte rasch zur Beute der Achsenmächte werden. In Paris erfuhr ich zuvor schon Beunruhigendes über die wachsenden Spannungen in der spanischen Linken. In unserem Gespräch mit Otto Bauer in Brünn legte Diamant dar, daß Vorbereitungen auf eine gewaltsame Auseinandersetzung im Lager der Arbeiterbewegung im Gang seien: »Mit unheimlicher Konsequenz und Beschleunigung«, fügte er hinzu. Auf der Konferenz in Mährisch-Ostau war konkreter festgestellt worden, wie sich die Lage zuspitzte. Ein drastisches Beispiel: In Barcelona wurde zum Beispiel der linkssozialistische Justizminister aus der Regionalregierung verdrängt – auf Druck der sowjetischen Vertretung. Ein russisches Schiff, das im Hafen der katalanischen Metropo-

le lag, war nur unter dieser Bedingung befugt, die aus Waffen bestehende Ladung zu löschen.

Nun ergab sich die Chance, mich an Ort und Stelle zu unterrichten. Vielleicht, dachte ich mir, könnte ich nicht nur neue Erfahrungen sammeln, sondern sogar auch auf die eine oder andere Weise ein wenig von Nutzen sein. Später – bevor ich Berliner Bürgermeister wurde und noch einmal in der vergifteten Atmosphäre der Wahlkämpfe 1961 und 1965 – wurde mir unterstellt, ich sei »Rotfront-Kämpfer« gewesen. Das war nicht der Fall, doch ich wollte mich nicht mit falschen Argumenten verteidigen. Darum ließ ich meine Gegner wissen: »Ich würde mich nicht schämen, wenn ich – wie es einige meiner Freunde taten – mit der Waffe in der Hand verteidigt hätte, was sich mir als die Sache der legalen spanischen Republik und der europäischen Demokratie darstellte.« Ich sehe das heute nicht anders als damals.

Es gab allerdings einen anderen Willy Brandt (mit allen Taufnamen Liborius, Philip, Wilhelm) aus Hessen, sechs Jahre älter als ich, der sich im Sommer 1936 in Spanien der »Centuria Thälmann« angeschlossen hatte. 1940 wurde er in Brüssel verhaftet und zur Gestapo nach Darmstadt verschleppt, von dort wanderte er ins KZ. Er berichtete später: »Bei den Vernehmungen in Darmstadt bin ich unter anderem gefragt worden, welche Gastrolle ich in Schweden und Norwegen gespielt hätte.« Hier war noch einmal einer, der Schläge auszuhalten hatte, die mir zugedacht waren. Von der Existenz dieses Willy Brandt aus Brüssel, der Dachau überlebte, erfuhr ich erst Jahre nach dem Krieg. Der geschundene Namensvetter eröffnete schließlich einen Blumenladen. Zu manchem Anlaß brachte er mir prächtige und bunte Sträuße, die er selber verdient hätte.

Ende Januar – oder war es Anfang Februar? – fuhr ich von Oslo wieder gen Süden: mit einem Fährschiff von Kristiansand nach Frederikshavn und von der Westküste Jütlands nach Antwerpen. Ich reiste gemeinsam mit einem befreundeten und gleichaltrigen norwegischen Journalisten, der meinte, ich sei schon in Spanien gewesen: So war ja meine monatelange Abwesenheit von Oslo aus Gründen der Tarnung erklärt worden. Nun hoffte er, sich durch meine Hilfe leichter zurechtfinden zu können. Ich mußte ihm die Wahrheit sagen. Er hatte Verständnis. Der Vater meines Freundes war der Verteidigungsminister Fredrik Monsen. In Barcelona und in Madrid suchten manche wichtigen Leute das Gespräch mit dem Sohn, weil sie glaub-

ten, er könne seinen Vater von der Notwendigkeit militärischer Hilfe überzeugen.

Die norwegischen Arbeiterparteiern fühlten sich den spanischen Republikanern und Sozialisten verbunden. Sie durchschauten wohl auch den Nichteinmischungsbetrug, von dem die Rede sein wird. Mit Waffen wollten sie jedoch nicht helfen; sie hatten, was dies angeht, auch nicht viel zu bieten. Tranmäl brachte später von einer Sitzung der Internationale – der die Norweger gerade wieder beigetreten waren – den Beschluß mit, Spanien substantielle staatliche Hilfe zuteil werden zu lassen. Johan Nygaardsvold, der Regierungschef, stand auf, nahm seinen Hut und verließ die Sitzung der erweiterten Parteileitung mit den Worten: »Wir sind die Regierung Norwegens, nicht der Partei.« (Regierende Parteien und ihre regierenden Mitglieder hatten es, wie man sieht, auch früher nicht immer leicht miteinander.)

Mein Freund und ich hatten in Paris einige Tage zu warten. Die ominöse »Nichteinmischung« erforderte ein besonderes Ausreisevisum. Das war auch zu bekommen – doch leichter, wie es hieß, wenn man den passenden Geldschein in den Paß legte. Dieses Mittel hatte sich ja beim polnischen Konsulat in Prag als wirksam erwiesen. Diesmal sollte die knappe Reisekasse geschont werden. Nachdem wir an mehreren Tagen stundenlang vergeblich gewartet hatten, explodierte der Norweger und fluchte in seiner Heimatsprache wie der sprichwörtliche Fuhrknecht. Siehe da: Die Visa wurden endlich erteilt. Per Monsen klärte mich später auf: Seine Flüche wurden eben doch von dem üblichen Schein unterstützt.

Wir passierten mit einem spanischen Zug bei Cerbère den Tunnel nach Port Bou: die erste und überraschende Begegnung mit der katalanischen Wirklichkeit. In unserem Wagen reiste eine belgische Delegation, die aus wohlmeinenden, volksfrontfreundlichen Katholiken bestand. Ihnen sollte vorgeführt werden, daß im republikanischen Spanien die Religionsfreiheit gesichert sei. Als sich der Zug aus dem Tunnel schob, sah man linker Hand eine Kirche: Sämtlichen Heiligenfiguren auf dem Kirchenschiff waren leider die Köpfe abgeschlagen worden. Der Reiseleiter – der linke niederländische Schriftsteller Nico Rost – bemühte sich krampfhaft, die Aufmerksamkeit seiner Gruppe auf die Naturschönheiten zur rechten Hand zu lenken.

Die Belgier fanden gewiß Kirchen, die unzerstört und geöffnet waren. In der Zentralregierung sorgte vor allem der Vertreter der baskischen Republikaner dafür, daß der institutionalisierte Glauben

auch in der Republik nicht unterging. Gerade im Baskenland hatten die Schergen Francos katholische Priester hingerichtet. Anderswo erschossen sie Pfarrer der kleinen evangelischen Minderheit. Auf »republikanischer« Seite wurden freilich in den ersten Wochen des Krieges Hunderte von Klerikern umgebracht. Zur spanischen Wirklichkeit gehörte die Bitterkeit des Volkes gegenüber den Repräsentanten der Kirche.

Es war keine Erfindung der – dort wie überall übereifrigen – Kriegspropaganda, daß in mehreren Fällen von Kirchtürmen auf Arbeiter gefeuert worden war. Doch der explosive Antiklerikalismus hatte tiefere Wurzeln: Der Haß galt dem Klerus, vor allem dem hohen, der so lange die Macht der feudalen Unterdrücker gestützt und legitimiert hatte. Ich dachte an Überlieferungen aus den deutschen Bauernkriegen: »Spieß voran, drauf und dran, setzt aufs Klosterdach den roten Hahn« (oder »den Herrn Kaplan«).

Aber eines ist gewiß: Grausamkeiten gab es nicht nur auf faschistischer Seite. Francoleute allerdings schlachteten Tausende in Stierkampfarenen und Gebirgsschluchten ab. An die 80000 Menschen wurden – beide Seiten zusammengerechnet – im Sommer 1936 umgebracht.

Unvergesslich bleibt mir eine schreckliche Szene an einem frühen Aprilmorgen: Ich besuchte Freunde an der Front, einige Kilometer vor Huesca. Von der vorgeschobenen Stellung des Stabes aus konnte ich durch das Fernglas beobachten, wie eine Ausländereinheit mit ihren spanischen Kameraden eine Anhöhe stürmte. Sie mußte wieder geräumt werden. Inzwischen wurden von den Freiwilligen wenige Gefangene zurückgeschleust. Doch eines Priesters, der sich bei den Franco-Truppen befand, nahmen sich einige der Spanier an. Mit dem Bajonett wurde ihm der Bauch aufgeschlitzt... Ich fand bestätigt, daß der Krieg die Bestie im Menschen herauslockt.

Das Verhältnis zwischen Kirche und Demokratie erfuhr in den Jahrzehnten darauf eine gründliche Wandlung. Eine Generation später nahmen viele Priester, zumal jüngere, die Partei der Unterdrückten und Bedrängten. Da und dort boten Diener der Kirche das schützende Dach, unter dem sich Sozialisten und Gewerkschafter ohne allzu große Gefahr zusammenfinden konnten. Der spanische Katholizismus trug infolge seiner Veränderung in nicht geringem Maße dazu bei, daß der unmittelbare Übergang zur Demokratie Mitte der siebziger Jahre so schmerzlos geschehen konnte. (Ich

schreibe dies als einer, der seinerzeit mit harter Kritik nicht hinter dem Berg gehalten, sondern zuweilen, von den ihm eingepflanzten Voreingenommenheiten angestachelt, in seinen Anklagen eher übertrieben hatte.)

An jenem milden Wintertag, an dem mein Freund und ich abends in der katalanischen Hauptstadt ankamen, wurden wir ins Hotel Falcon an der Rambla de los Estudios eingewiesen. In einem Restaurant nebenan wollten wir noch einen Happen essen. Das Lokal war »kollektiviert«, wie die meisten Betriebe in Katalonien. Das hieß: von den Gewerkschaften übernommen – in diesem Teil Spaniens von der anarchosyndikalistischen CNT. Überall sah man denn auch die schwarz-roten Fahnen der Gruppen, die sich als die »Libertären«, die eigentlich »Freiheitlichen« unter den Sozialisten verstanden. Die Farben der Fahnen und Transparente waren allerdings etwas verblühen. Sie hingen auch schon seit einem halben Jahr. Die Begeisterung loderte nicht mehr. Aber die Hoffnung der einfachen Menschen war noch nicht erloschen, und sie zeigten sich noch immer bereit, für die Herrschaft des Volkes – oder wie viele meinten: für das Ende jeglicher Herrschaft – zu kämpfen. Sie wollten einen »Sozialismus der unmittelbaren Produzenten«. Was immer es damit auf sich hatte: Sie standen für die Freiheit.

Die Ideale halfen uns an jenem Abend wenig: In unserem »kollektivierten« Restaurant gab es nichts mehr zu essen. Aber Wein sei vorhanden, so ließ uns ein sehr selbstbewußter Compañero Kellner wissen, dessen Aufmerksamkeit wir nach erheblichem Bemühen auf uns lenken konnten. Als er uns, eine dicke Zigarre rauchend, schließlich eines Gespräches würdigte, erfuhren wir, daß er uns auch Oliven anbieten könne. Wein, Oliven, Apfelsinen (die auf dem Lande so billig waren, daß sich der Preis kaum errechnen ließ, wenn man nicht einen ganzen Korb davon nahm) halfen uns in den kommenden Monaten manchmal, den Hunger zu überwinden, wenn wir von kargen Rationen nicht satt wurden. (Wenn ich abends gelegentlich in eine nette kleine Weinstube ging und von dem mir zu jener Zeit sympathischen Malaga trank, kostete mich das Glas umgerechnet nicht mehr als zwei norwegische Öre – ungefähr gleich Pfennig.) Die Bedienung durfte nicht mehr durch leichtes Händeklatschen herbeigerufen werden, und es galt offiziell als unwürdig, Trinkgeld zu nehmen.

Die Lage in Katalonien – und im Land überhaupt – war nicht leicht

zu durchschauen. Es bot sich ein verwirrendes Bild, das sich erst langsam ordnete. Ich fand bestätigt, daß sich dem Franco-Aufstand vom Juli 1936 eine spontane Erhebung breiter Volksschichten, vor allem der Arbeiterschaft in Stadt und Land, entgegengeworfen hatte. Doch hatte sich nicht nur der größte Teil von Armee, Gendarmerie und Polizei auf die Seite der »faschistischen« Rebellen gestellt, sondern auch viele der höheren Beamten, Richter und Diplomaten. Die Staatsmaschinerie war praktisch zusammengebrochen. Die Arbeiter hatten in vielen Städten Kasernen und Polizeiposten gestürmt, die Vertrauensleute ihrer Organisation Aufgaben der Verwaltung übernommen. Die Gewerkschaften kontrollierten viele Betriebe. Landarbeiter und Kleinbauern hatten die Güter der geflüchteten Granden übernommen. Bald wurde darüber gestritten, ob es die Kriegführung notwendig mache, die Revolution zu bremsen oder zurückzudrehen.

Die Auseinandersetzung wurde hart und durchaus nicht diszipliniert geführt, zu einem nicht geringen Teil wurde sie chaotisch und gewaltsam ausgetragen. Menschliche Größe und Niedrigkeit hausten, wie in schwierigen Zeiten immer, in enger Nachbarschaft. Doch immer wieder fand ich bewegende Beispiele von der Würde und dem Idealismus einfacher Menschen. Ich mochte diese Menschen mit ihrer Freiheitsliebe, ihrer schöpferischen Spontaneität, ihrem Zukunftsglauben.

Das südländische Phlegma störte mich nicht sehr, obschon ich mich kaum an das eigenartige Zeitempfinden gewöhnte, bei dem »mañana« morgen heißen konnte, aber auch nächste Woche oder irgendwann oder nie. Die Verantwortlichen kümmerten sich nicht immer um die Notwendigkeiten. Ich begann das Wort Bismarcks zu verstehen, der gesagt hatte, unter allen Nationen sei die spanische am meisten zu bewundern, denn: »Wie lebenskräftig muß doch dieses Volk sein! Seine Regierungen bemühen sich ausnahmslos, es zugrunde zu richten und haben es noch nicht fertiggebracht.«

Mit Blindheit geschlagen

Nach 1945 wurde in den Schulen, oft auch in den Zeitungen der Bundesrepublik (und nicht nur in der Bundesrepublik) unangefochten die Legende vom »kommunistischen Aufstand« in Spanien aufrechterhalten, der durch die Kräfte der Ordnung (und der Freiheit!)

niedergeworfen worden sei. Anderswo kultivierte man den anderen Mythos von einer Revolution, die nichts als Edelmut kannte, und von einer Republik, die nur duldete. Die Wahrheit ist hier wie dort differenzierter.

Der Krieg begann in der Tat als ein innerspanischer Konflikt, der lange geschwelt hatte. Er wurde schließlich ein alarmierendes Vorspiel zum Zweiten Weltkrieg. Die Westmächte freilich erwiesen sich als unfähig, die Herausforderung zu erkennen und ihr entschlossen zu begegnen. Francos intensive Verbindungen mit Rom und Berlin waren notorisch. Die konservativen Kräfte in Frankreich, England und in den USA nahmen daran keinen Anstoß. Sie bewunderten eher, daß der Generalissimo alle Elemente von rechts unter seinem Kommando sammelte: Francisco Franco war 1936 kein unbeschriebenes Blatt mehr. Im Herbst 1934 hatte er – als Generalstabschef – Fremdenlegion und marokkanische Söldner aufgeboden, um die Erhebung der Bergarbeiter in Asturien niederzuschlagen. Das brachte ihm die Bezeichnung »Retter der Nation« ein und kostete mehr als 1000 Menschen das Leben. Die republikanische Regierung, die aus den Wahlen vom Februar 1936 hervorging, versetzte den General auf die Kanarischen Inseln. Das war jene milde Form der Maßregelung, mit der sich demokratische Regierungen allzu gern begnügen, wenn die Herausforderung nicht von »links« kommt, sondern von »rechts«.

Die demokratische Regierung erwies sich nach dem Putsch als ziemlich machtlos. Die alten Apparate zerbrachen. Die tatsächliche Macht ging zum guten Teil auf die Milizen über, die sich gegen das rebellierende Militär in die Bresche warfen. Die beiden großen Gewerkschaftsbünde – zunächst wohl noch mehr als die politischen Parteien – nahmen sich der improvisierten Verteidigung an. In Katalonien bestand neben der Regionalregierung ein »Zentralkomitee der Antifaschistischen Milizen«: eine Doppelherrschaft, die einer Situation entspricht, in der noch nicht klar ist, wie weit das revolutionäre Pendel ausschlägt. Offiziell wurden die Milizen im Oktober zum »Volksheer« umgewandelt. Tatsächlich gelang diese Prozedur nur im Ansatz, vor allem dort, wo die Anarchosyndikalisten eine wichtige Rolle spielten.

Franco hatte den allergrößten Teil der Offiziere mit zwei Dritteln des Heeres hinter sich, während ihm die Flotte und die (kleine) Luftwaffe mehrheitlich nicht folgten. In vielen Städten, vor allem in Madrid und Barcelona, war der Putsch gescheitert. Arbeitermilizen,

die sich, wie aus dem Boden gestampft, formiert hatten, machten den Reaktionären in weiten Teilen des Landes einen Strich durch die Rechnung; allerdings hatten die improvisierten Einheiten oft Mühe, sich angemessen zu bewaffnen. Für die Anführer des Putsches war es entscheidend, daß sie die Chance hatten, rasch genug Truppen von Marokko – wieder die Fremdenlegion und die gefürchteten Moros! – ins spanische Mutterland transportieren zu können. Die Regierung in Madrid hätte den Putsch vermutlich schnell niederschlagen vermocht, hätte sie loyale Truppenteile und Milizen mit modernen Waffen ausstatten und durch Luftunterstützung sichern können. Waffenhilfe für die Faschisten ließ nicht auf sich warten. Als sich Franco an die Spitze der Truppen in Spanisch-Marokko setzte, um von dort den Bürgerkrieg ins Mutterland zu tragen, waren seine Abgesandten nach Deutschland unterwegs. Sie wurden von Hitler und Göring während der Bayreuther Festspiele empfangen. Der Oberbefehlshaber der Luftwaffe selbst kümmerte sich um die Transporte.

Das italienische Engagement war zahlenmäßig stärker als das deutsche. Mussolini bot 50000 bis 60000 Mann auf: vier Divisionen mit Panzereinheiten. Die deutsche »Legion Condor« bestand aus 10000 bis 15000 Soldaten mit mehr als 100 Flugzeugen. Mussolinis Truppen mußten im März 1937 an der Guadalajarafront eine schwere Niederlage hinnehmen. Was ich darüber hörte, ermutigte mich, die militärischen Möglichkeiten viel zu optimistisch einzuschätzen. Und ich folgte nur zu gierig den Schilderungen, welch wichtigen Anteil italienische Antifaschisten am Sieg über die Verbände des Duce hatten. Es waren die Italiener der Internationalen Brigaden, bei denen der Sozialistenführer Pietro Nenni als Politischer Kommissar diente. Für deutsche Antifaschisten gab es eher Anlaß zur Trauer: so, als in jenem Frühjahr – im April 1937 – Flieger der Luftwaffe das Städtchen Guernica, von den Basken als eine Art religiöse Hauptstadt betrachtet, »ausradierten«. (Für Picasso wurde dies zum Motiv eines aufrüttelnden Gemäldes; zu wenig Beachtung fand Hermann Kestens Roman »Die Kinder von Guernica«.)

Meine deutschen Landsleute hatten wenige Jahre danach unter dem Bombenkrieg bitter zu leiden. Viele erinnerten sich nicht, was vorangegangen war: in Spanien, wo Madrid schon im Oktober/November 1936 bombardiert wurde, in Polen, in Norwegen – wo ich Zeuge war, wie mehrere Kleinstädte in Flammen aufgingen. Nicht zu vergessen Rotterdam im Mai 1940; als dort vierzig Jahre später des

Tages der Zerstörung gedacht wurde, hatte ich eine Rede zu halten, die mir nicht leicht wurde.

Moskau hielt sich zunächst zurück und beteiligte sich an der Nichteinmischungsfarce. Stalin wollte Zeit gewinnen und möglichst nicht mit den Engländern in Konflikt geraten. Im Oktober 1936 begann er mit Waffenlieferungen. Sie blieben in Grenzen; die Waffen waren zum Teil museumsreif – und mußten mit purem Gold bezahlt werden. Gleichwohl wurden die Waffen, wie ich schon an einem Beispiel zeigte, als Hebel benutzt, um politische Bedingungen durchzusetzen. Als die Madrider Regierung die Sowjetunion um Hilfe bat, gehörten ihr keine Kommunisten an; die KP galt auf der Linken als »El partido microscópico« – eine Splitterpartei. Doch das änderte sich rasch.

Das republikanische Spanien wurde nicht durch innere Zwangsläufigkeiten, sondern durch Pressionen von außen dem Einfluß des Kominternapparats unterworfen. Gab es auch kaum mehr als 3000 sowjetische »Berater«, so besetzten diese jedoch Schlüsselpositionen, nicht zuletzt in einem rasch aufgebauten Geheimdienst. Durch Verleumdung, Verfolgung und Vernichtung wurde das sozialistische und gewerkschaftliche Lager geschwächt. Groteskerweise waren es die offiziellen Kommunisten, die gegen die soziale Revolution Front machten: teils mit dem gewichtigen Argument, daß die militärischen Erfordernisse – erst den Krieg gewinnen! – Vorrang haben müßten, teils der taktischen Erwägung folgend, daß in einer ohnehin schwierigen internationalen Lage »revolutionäre« Verhältnisse kompromittierend wirken könnten. Linientreue Kommunisten pflegen sich überdies nur für Revolutionen zu engagieren, die sie lenken und verwalten können.

Objekt und Subjekt der »Kommunisierung« waren auch die Internationalen Brigaden, in denen sich Idealisten und Verzweifelte – Kommunisten, Sozialisten, Parteilose – und gewiß manche Abenteuerer aus einer großen Zahl von Ländern gesammelt hatten. Ihre ersten Einheiten hielten im September 1936 Madrid. Sie bewährten sich an mehreren Fronten und brachten einen hohen Blutzoll. Den (fünf) Internationalen Brigaden gehörten im Gang des Krieges über 40000 Mann an. Das größte Kontingent von etwa 10000 kam aus Frankreich. Die Deutschen, Italiener, Polen waren mit je etwa 5000 Kämpfern vertreten. Man rechnet damit, daß ein Drittel aller Interbrigadisten – und die Hälfte der Deutschen! – gefallen ist. (Später spielten in

der DDR einige der Überlebenden beim Aufbau des Polizei-, dann des Militärapparates eine wichtige Rolle.)

Zu Recht ist gesagt worden, über den Ausgang des spanischen Krieges sei in Paris, London, Rom und Berlin entschieden worden – nicht in Spanien. Die deutsch-italienische Intervention einerseits und das sowjetische Engagement andererseits machten es schwer, die Haltung der Westmächte zu verstehen. Furchtsamkeit und Wankelmütigkeit sind wohl ein Teil der Erklärung, ein anderer ist der eiskalte Einfluß der Kräfte, die – ihren Interessen gehorchend oder ideologisch fixiert – nach dem Motto »lieber rechts als links« handelten. Waffenlieferungen, um die Madrid die französische Regierung nach dem Putsch unverzüglich bat, hätten überhaupt nicht gegen internationales Recht verstoßen. Sie wären im Sommer 1936 für Frankreich nahezu risikolos gewesen. Weder Hitler noch gar Mussolini waren gesonnen, Spaniens wegen einen großen Krieg zu beginnen. Franco hätte sich gegen ein begrenztes, aber klares französisches Engagement nicht lange halten können. Ich war später erstaunt, daß 1936 Ernst von Weizsäcker im Auswärtigen Amt – er wurde kurz darauf Staatssekretär – die »Unfähigkeit Francos, aus eigenen Mitteln die Herrschaft über Spanien zu erringen«, aktenkundig machte.

Wie konnten die Verantwortlichen der Westmächte mit soviel Blindheit geschlagen sein? Vor allem für Frankreich deutete sich doch die Gefahr an, daß es mit einer zusätzlichen Bedrohung an den Pyrenäen und mit verstärktem italienischem Druck im Mittelmeerraum rechnen mußte. (Niemand konnte voraussehen, daß Franco mit soviel Geschick in einem neuen Weltkrieg militärische Neutralität bewahren würde.) In Paris und in London wagte man nicht, entschlossen vorzugehen. Roosevelt lehnte für die USA zu jenem Zeitpunkt strikt jede Verwicklung in die europäischen Händel ab. So blieb der Westen paralysiert: wie bei der Rheinlandbesetzung einige Monate zuvor oder 1938 bei der Annexion Österreichs und beim Ausverkauf der Tschechoslowakei. Die Angst vor Hitler war vermutlich nicht einmal entscheidend. In der Beurteilung der spanischen Situation wurde die Vernunft von der Wahnidee zersetzt, Hitler, Mussolini und Franco leisteten einen nützlichen Dienst gegen »die Roten«.

Für Léon Blum galt dies natürlich nicht. Seine Fehleinschätzung hatte andere Ursachen. Er wollte gewiß gern Solidarität üben, schreckte jedoch vor den Konsequenzen zurück. In Paris – wie in

Madrid – stützte sich die Regierung auf die Volksfront. Blum war zunächst entschlossen, den Spaniern Waffen und Flugzeuge zu liefern. Die Regierung stimmte seinen Vorschlägen zu, und es wurde mit einigen Lieferungen begonnen. Doch nur wenige Tage später wurden diese Beschlüsse wieder aufgehoben. Einige versteckte Hilfe lief weiter, über private Firmen oder der Form nach über Mexiko: bei weitem nicht genug, den Sieg der Republikaner zu sichern.

Die französischen Sozialisten rannten in ein Verhängnis, das nicht das ihre bleiben sollte. Sie beugten sich den englischen Bedenken, die zunächst milde, dann härter angemeldet wurden. Die Briten drohten sogar mit Konsequenzen für das Bündnis: Die Franzosen müßten sehen, wie sie allein fertig würden, sollten sich internationale Verwicklungen ergeben. Gerade in London betrachtete man es vermutlich wohlwollend, daß Reaktionäre mit Roten aufräumten. Die Sowjetunion – die zweite große Bündnismacht Frankreichs – hatte wissen lassen, daß sie keinen Krieg wolle.

Blum sah sich auch mit beträchtlichen innenpolitischen Schwierigkeiten konfrontiert. Nicht nur dem Widerstand der Rechten, die jedes strategische Interesse vernachlässigte und ihre Sympathien für den spanischen Militärfaschismus nicht verbarg, sondern auch der britischen Drohung, die bei einem Teil der »Radikalen« durchschlug; sie fürchteten, Frankreich könne ohne Not in den Krieg schlittern. Andere hatten ganz einfach Angst vor der »spanischen Krankheit«. Der Staatspräsident Albert Lebrun soll mit Rücktritt gedroht haben. Das hätte eine Staatskrise bedeutet. Chautemps, ein »radikaler« Minister, der Blum 1937 als Premier ablöste, hatte schon Ende Juli 1936 in einer Pariser Zeitung geschrieben: »Niemand kann verstehen, warum wir wegen Spanien einen Krieg riskieren sollen, wenn wir es im Falle des Rheinlandes nicht getan haben.«

Ein dritter Grund war, fürchte ich, Léon Blums übergroße Vorsicht, die ihn vor einer Kraftprobe zurückschrecken ließ. Sozialdemokratische Führer gingen selten Wagnisse ein; sie nahmen statt dessen öfter in Kauf, daß ihre Übervorsicht und ihr Zögern schlimmere Krisen herbeiführten, deren sie dann gewiß nicht mehr Herr werden konnten.

Schlaue Beamte am Quai d'Orsay erfanden – gemeinsam mit ihren Kollegen vom Foreign Office – das Konzept einer Nichteinmischung, das zugleich zynisch und naiv war. Es gehörte dazu, von Francos Freunden in Berlin und Rom zu erwarten, daß sie sich an das im

August 1936 in London unterzeichnete Abkommen über »Non-Intervention« halten würden. William Shirer schreibt zutreffend, dies sei »einer der grausamsten Schwindel der ganzen Epoche« gewesen und »eine der empörendsten diplomatischen Farcen, die sich zwischen den beiden Kriegen in Europa abspielten«. Der österreichische Sozialdemokrat Julius Braunthal fällt das harte Urteil, die Sache der Freiheit sei letztlich gescheitert »am Kleinmut, dem Verrat und der Feigheit der demokratischen Mächte des Westens, die der spanischen Republik die Waffen zu ihrer Verteidigung sperrten«. Ich selbst nannte in meinen Berichten die Non-Intervention eine »offizielle Hilfe für die faschistische Intervention«, und in Vorträgen fügte ich hinzu: Der große Krieg könne nicht verhindert werden, indem man den »kleinen« verlorengehen lasse!

Die Non-Intervention bewirkte auch – während Franco von Deutschland und Italien munter beliefert und massiv unterstützt wurde –, daß London und Paris zeitweilig der Sowjetunion das Feld überließen und mitansahen, wie Sozialisten, Syndikalisten, Unabhängige von Stalinscher gen stranguliert wurden.

Im aufgeregten Barcelona erwartete man von den Westmächten nichts mehr. Anders im »ordentlicheren« Valencia, in dem ich mich während jenes Frühjahrs ein wenig umschaun konnte. Ich vergaß nie, wie verzweifelt eine junge sozialistische Rechtsanwältin auf mich einredete: »Was tut das Ausland? Warum unternimmt Frankreich nichts? Bisher hilft uns nur die Sowjetunion...« George Orwell – den ich ein paarmal flüchtig gesehen hatte, da wir in Barcelona unter dem Dach desselben, von der linkssozialistischen POUM (Partido Obrero de Unificación Marxista) verwalteten Hotels wohnten – trug diesen Pessimismus mit nach Hause. Sein »Homage to Catalonia« schließt mit einer Klage über den »tiefen Schlaf« seines Landes, des Westens, der Demokratien: »Ich fürchte, wir werden nie daraus erwachen, ehe uns nicht das Krachen der Bomben daraus erweckt.«

Orwell, hochaufgeschossen und schmal, zehn Jahre älter als ich, war in Indien aufgewachsen und hatte in Burma bei der Polizeitruppe gedient. In Spanien verbrachte er, nach eigener Schilderung »fast sechs Monate an der Front von Aragon, in Huesca, bis ein faschistischer Scharfschütze mir durch die Kehle schoß... Durch eine Reihe von Zufällen schloß ich mich nicht der Internationalen Brigade an, wie es die Mehrzahl der Ausländer tat, sondern der POUM-Miliz...«

Der Zufall wollte es, daß ich in der Nähe war, als Orwell Mitte März 1937 schwer verwundet wurde. Ich kam – über das von der POUM beherrschte Lerida – herüber, um mit den deutschen Genossen zu sprechen, die – wie er – als Freiwillige zur 29. Division gestoßen waren. Nachmittags hatten wir diskutiert und als »Gruppe Front Aragon der SAP« – wenige Dutzend an der Zahl – eine Entschließung verabschiedet, abends saßen wir ohne viel Worte am Feuer: Das »Batallon de choque« sollte vor Tagesanbruch angreifen. Dieses Bataillon bestand aus meist mitteleuropäischen Sozialisten.

Seit Wochen hatten die republikanischen Einheiten versucht, acht Kilometer vor Huesca eine Anhöhe zu nehmen, auf der jenes »Manicomio« stand, ein zur Festung verwandeltes Irrenhaus, von dem auch in Ehrenburgs Memoiren die Rede ist. Ich ging nachts mit dem Divisionär Josef Rovira nach vorn und konnte die deprimierenden Ereignisse von einem verlassenen Bauernhaus aus beobachten. Die Anhöhe wurde genommen, doch dann kam der Gegenangriff mit Luftunterstützung. Der Übermacht hatten die unseren nichts mehr entgegenzusetzen; offensichtlich war auch Spionage am Werk. Feindliche Artillerie schoß sich auf das »Manicomio« und auf den Stab ein, bei dem ich mich aufhielt. Die Landsleute von der »Legion Condor« nahmen uns vom Flugzeug aus mit dem Maschinengewehr aufs Korn. Das ist nicht allzu gefährlich, wenn es eine Mauer und einen Durchlaß gibt, die es erlauben, rasch genug die Seite zu wechseln. Der Artilleriebeschuß zuvor war unangenehm: 100 Meter rechts, dann 50 Meter links, beim dritten Versuch 70 Meter zu kurz. Ich hatte mir vorher – zum erstenmal! – das Rauchen abgewöhnt, doch zwischen dem zweiten und dritten Einschlag bat ich meinen Nachbarn um eine Zigarette.

Bevor ich nach Barcelona zurückkehrte, besuchte ich einen Genossen aus unserem Jugendverband, der schwer verwundet im Lazarett lag. Wir nannten ihn Wolf – er hieß so mit seinem Nachnamen, der Vorname war Herbert. Er sollte von seinem Krankenbett in Sietamo nicht mehr aufstehen. Auch eine junge Genossin, die wir Trude nannten, war an der Aragonfront unter schrecklichen Umständen gefallen: Sie war Sanitäterin und kam gemeinsam mit drei französischen Frauen um. Aus der abstrakten Zahl der Opfer schauten mich die Gesichter der einzelnen an, die ihr Leben verloren. Das war eine Erfahrung, die für mich nicht in den Büchern über den Ersten Weltkrieg stand.

In seinem Katalonien-Buch schildert George Orwell den Terror der Kommunisten gegen ihre linken Widersacher. Es ist wahrscheinlich, daß er damals zu jenen schrecklichen Visionen inspiriert wurde, die uns in seinen späteren Büchern begegnen. In einem Text, den er während des großen Krieges verfaßte, widerspricht er falschen Deutungen des Geschehens (»Es gab keine russische Armee in Spanien!«) und geißelt noch einmal die Haltung des eigenen Landes: »... die herrschende Klasse in England tat in der gemeinsten, feigsten und heuchlerischsten Weise alles, um Spanien an Franco und die Nazis auszuliefern. Warum? Die Antwort ist einfach – weil sie profaschistisch war.« Vielleicht habe es dabei noch nicht einmal einen festen Plan gegeben: »Ob die herrschende Klasse in England böse oder nur dumm ist, das ist eine der schwierigsten Fragen unserer Zeit...« Die Einseitigkeit polemischer Zuspitzung ist nicht zu übersehen.

Die Schwarz-Roten

Die spanische Arbeiterbewegung prägten ab den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zwei Hauptströme: zum einen die »marxistische« Partido Socialista Obrero Español mit ihrer Gewerkschaft UGT (Union General de Trabajadores), zum anderen die syndikalistische CNT (Confederacion Nacional del Trabajo), auf die – überwiegend als Geheimorganisation – die Federacion Anarquista Ibérica (FAI) maßgeblichen ideologischen Einfluß hatte. Die »Marxisten« – vor allem durch Largo Caballero repräsentiert – hatten ihr Zentrum in Madrid, die Syndikalisten in Barcelona. Die einen gaben anderthalb Millionen, die anderen eine Million Mitglieder an; doch mit solchen Zahlen durfte man es, wie ich bald lernte, nicht allzu genau nehmen.

Die Anarchisten und die von ihnen beeinflusste Gewerkschaftsbewegung formierten sich im Jahr 1870, als Michail Bakunin, der russische Intimfeind von Karl Marx, dafür sorgte, daß eine spanische Sektion der Ersten Internationale ins Leben gerufen wurde. Die Richtung Bakunins wurde in der jungen Arbeiterbewegung nicht nur Kataloniens vorherrschend. Sie fand auch unter den Landarbeitern Andalusiens und anderer südlicher Provinzen erheblichen Anhang. Der Appell zur »direkten Aktion« stieß bei der Arbeiterschaft auch in Portugal und vor allem in Italien auf starken Widerhall.

Anarchistische Ideen waren einem jungen Sozialisten meines Schlages nicht völlig fremd. Einzelne Vertreter dieser Ideen hatten wir mit Respekt beobachtet, doch die Bewegung galt uns als utopisch und eher schädlich. In Spanien hatte ich nun Gelegenheit, die Schwarz-Roten nicht als Sekte, sondern als Massenbewegung kennenzulernen. An einem meiner ersten Abende in Barcelona besuchte ich eine große Versammlung der CNT und hatte das Gefühl, eine Veranstaltung des Deutschen Metallarbeiterverbandes hätte sich in einer bewegten Situation nicht viel anders gezeigt. Ich spürte mehr Geschlossenheit, als meine Voreingenommenheit mich erwarten ließ: eine Demonstration von geballter Kraft. Vermutlich legten die Reden, die geführt wurden, nicht Zeugnis von einer nüchternen Wirklichkeit ab, aber ich empfand die Atmosphäre als durchaus sympathisch. Man wollte neu gestalten und selbst bestimmen: Der revolutionäre Elan war von einem starken freiheitlichen Pathos getragen.

Unter dem Eindruck meines Spanienaufenthalts sagte ich, im spanischen Anarchosyndikalismus seien große moralische Qualitäten aufgespeichert und seine Verfechter zeigten großen Mut: »Aus dem dezentralistischen Postulat kommt dazu eine antibürokratische Haltung, die als Gegengewicht gegen die bürokratische Entartung, die die Arbeiterbewegung sonst angefressen hat, durchaus gesund sein kann.« In Spanien hatten die Anarchosyndikalisten, so stellte ich fest, einen wesentlichen Anteil an der Niederschlagung des »militärfaschistischen Aufstands« und in deren Folge starke schöpferische Kräfte freigesetzt. In der Tat, man begegnete nicht nur in Barcelona, sondern auch auf dem Lande, bei Bauern und Fischern, Menschen mit einer schönen Liebe zur Freiheit und einer imponierenden Leidenschaft für die Gleichheit. Mich interessierte, mit wieviel Respekt und Sympathie Jahre später, nach dem »Tauwetter«, ein Mann wie Ilja Ehrenburg über seine Erfahrungen mit spanischen Anarchisten schreibt: »Sie bewiesen, und gar nicht schlecht, daß es ohne Freiheit keinen echten Kommunismus geben kann.« (Ehrenburg hatte ich vor dem Spanienkrieg in Oslo getroffen. Vieles, was er schrieb, sagte mir nicht zu, und seine Haßtiraden im Zweiten Weltkrieg fand ich abstoßend. Offensichtlich war auch er zur Anpassung gezwungen. Um so nachdenklicher stimmte mich in den fünfziger Jahren eine Botschaft, in der es heißt: »Urteilt nicht so hart über Ehrenburg. Er konnte reisen und kam nie ohne Bücher und Zeitschriften zurück. Dadurch hat er einem Dutzend von uns das geistige Überleben

möglich gemacht«: der dies gemeinsamen Freunden ausrichten ließ war Boris Pasternak.)

Die spanischen Anarchosyndikalisten hatten gewaltige Veränderungen zu bestehen, als sie – die den Staat und jedes überkommene Herrschaftssystem ablehnten – selbst Regierungsverantwortung übernahmen. An der Madrider Regierung, die unter der Ministerpräsidentenschaft Largo Caballeros Ende 1936 neu gebildet wurde, waren zum erstenmal Vertreter der beiden großen Gewerkschaftsbünde neben linken und liberal-demokratischen Parteien beteiligt. Zuvor schon waren die Anarchosyndikalisten in Katalonien – durch Vertreter der CNT – in der Regionalregierung maßgeblich vertreten. Wirtschaftsminister in Barcelona war Diego Abad de Santillán, der lange in Argentinien gelebt hatte; nach dem Sieg Francos kehrte er dorthin zurück und wirkte als Historiker. Das Justizministerium unter Caballero hatte der bekannte Anarchosyndikalist García Oliver übernommen.

Mir fiel Federica Montseny auf, die wohl bedeutendste Frau der spanischen anarchistischen Bewegung, die 1936/37 Gesundheitsministerin war; in diesem Amt legalisierte sie den Schwangerschaftsabbruch. Die gerade erst 30jährige – Theoretikerin der »reinen« anarchistischen Linie – war schon früh als Schriftstellerin hervorgetreten. Im französischen Exil – erst 1977 kehrte sie nach Spanien zurück – blieb sie der Ablehnung aller Politik im landläufigen Sinne treu.

Anarchistische Überzeugung und Tradition hatten es geboten, daß sich ihre Anhänger nicht einmal an Parlamentswahlen beteiligten: Wahlen wurden vielmehr als Betrug an den Arbeitern denunziert. Im Februar 1936 hatte die CNT jedoch zum erstenmal nicht zur Wahlenthaltung aufgerufen, und ihre Mitglieder gaben meist den Kandidaten der Frente Popular, vor allem Sozialisten, ihre Stimme. Man wollte dadurch erreichen, daß politische Gefangene freigelassen würden, was auch gelang. Einen viel tieferen Einschnitt bedeutete es natürlich, daß die Anarchosyndikalisten mit vier Ministern in die Zentralregierung eintraten, nachdem sie in der katalanischen Generalitat schon vertreten waren. Sie konnten ihre Staatsverneinung nur mühsam überwinden. Aber an Kampfesmut ließen sie sich von niemandem übertreffen. Für den Befehlshaber einer schwarz-roten Einheit war es Ehrensache, an der Spitze zu marschieren. In Barcelona und in Madrid hatten syndikalistische und sozialistische Arbeiter gemeinsam die putschenden Militärs niedergeworfen und deren Hoff-

nung auf einen raschen Sieg zunichte gemacht. Für eine kurze Zeit schien es möglich, die traditionellen Gegensätze zwischen den beiden Richtungen zu überwinden.

Zwischen Largo Caballero und führenden Repräsentanten der syndikalistischen CNT bahnte sich eine vertrauensvolle Zusammenarbeit an; man diskutierte sogar über eine Vereinigung der Gewerkschaftsbünde. Die Kommunisten proklamierten statt dessen die Einheit der Parteien, weil sie sich ausrechneten, daß sie auf diese Weise die Sozialisten unter ihre Kontrolle bringen könnten; mit den beiden Jugendverbänden war ihnen dies noch kurz vor dem Juli 1936 gelungen. Den Weisungen ihrer Berater zufolge verlangten die spanischen Kommunisten, es dürfe nichts geschehen, das die bürgerlichen Volksfrontpartner abstoßen könnte – es müsse Schluß sein mit dem »Unkontrollierbaren« und den »Unordentlichkeiten« der Revolution. Das war ein Angriff besonders gegen die Anarchosyndikalisten. Die Kommunisten fanden – auch bei Polizei und Armee – nicht geringe Zustimmung. Sie präsentierten sich als die Partei der Ordnung. Sie forderten auch am massivsten, daß alles den Notwendigkeiten des Krieges unterzuordnen sei. Das war nicht so abwegig, aber das Prinzip erlaubte jeden Mißbrauch.

Trotzdem: Die soziale Revolution, die mit dem Krieg einherging, ließ sich nicht einfach abblasen. Sie war ja auch nicht durch Knopfdruck ausgelöst worden. Der staatliche Machtapparat war in Stadt und Land zusammengebrochen, das Vakuum von Arbeiterausschüssen gefüllt worden. Sie nahmen nun weithin die Verwaltungsaufgaben wahr. In diesen Komitees verfügten – jedenfalls in Katalonien – Vertreter der syndikalistischen CNT meist über dominierenden Einfluß. Auch bei den Milizen hatten sie das Sagen. In Katalonien kämpften zwei Drittel der Milizionäre unter schwarz-roten Fahnen und unter dem Kommando von Männern, die jedes Kommandieren eigentlich ablehnten. Ihre Vorstellungen von einer militärischen Auseinandersetzung waren auch für den Nichtmilitär – in diesem Fall: einen linken Sozialdemokraten aus dem Norden – ein wenig verwirrend. Einige hatten versucht, den Achtstundentag auch bei der Miliz einzuführen. Man glaubte da und dort, zumal zu Beginn des Krieges, über die Zweckmäßigkeit eines jeweiligen militärischen Vorgehens könne abgestimmt werden. Durch Mehrheitsbeschluß war gelegentlich entschieden worden, daß für einen Vormarsch nur die Landstraße in Betracht zu ziehen sei.

Einiges, das ausländische Beobachter den Anarchisten ankreideten, gehörte freilich zu den nationalen Eigenheiten: so die Siesta, die an manchen Frontabschnitten, an denen die Spanier unter sich waren, in gegenseitigem stillschweigendem Einvernehmen eingehalten wurde. Oder die Neigung, nach Hause zu gehen, wenn man keinen Wachdienst hatte. Bei den Barrikadenkämpfen im Mai 1937 in Barcelona hielt ein deutscher Anarchosyndikalist fest: »Mittags um 12 Uhr war Pause. Da ging man zum Essen. Da konnte man gehen, wo man wollte. Um 2 Uhr fingen dann die Kämpfe wieder an.«

Die soziale Revolution veränderte die Verfügungsgewalt über die Wirtschaft. In Katalonien wurden im Herbst 1936 die Errungenschaften des unmittelbaren revolutionären Prozesses festgeschrieben: Alle Betriebe mit mehr als 100 Beschäftigten galten als »kollektiviert«. Banken, Hotels und Versorgungsbetriebe – Eisenbahnen, städtisches Transportwesen, Gas und Elektrizität – waren schon vorher, teils von den Betriebsausschüssen der CNT oder gemeinsam mit der UGT, teils von der Generalitat (die Regionalregierung) oder auch von einer der politischen Organisationen übernommen worden. In anderen Teilen des republikanischen Spanien war der syndikalistische Einfluß geringer, doch Banken, Bergwerke, größere Fabrikbetriebe wurden durchweg verstaatlicht.

Die landwirtschaftlichen Kollektive – wiederum am stärksten ausgeprägt in Katalonien – blieben umstritten. Die Kommunisten machten dort, wo ihr Einfluß ausreichte, die Gründung von Produktionsgenossenschaften rückgängig, auch wenn es an ihrer Freiwilligkeit keinen Zweifel gab. Oft genug freilich war Zwang ausgeübt worden. Die Sympathien der bäuerlichen Bevölkerung für die republikanische Sache wurden dadurch nicht ermutigt. Auch fehlte die Industrie, die landwirtschaftliches Gerät hätte liefern können. In einzelnen der etwa 500 katalanischen Kollektivwirtschaften wurde mit einer geldlosen Gütergemeinschaft experimentiert. In einem Fall hatte man zuvor die in der Gemeindekasse vorhandenen Peseten gleichmäßig verteilt. Ich dachte an meinen Großvater, der in der Bebelschen Partei gelernt hatte, daß die Abschaffung des Geldes ein nicht zu fernes Ziel sei.

Die Ablösung staatlicher und privatökonomischer (oder staatskapitalistischer) Strukturen förderte örtliche Eigenbröteleien oder betriebsgewerkschaftliche Egoismen. Es war nicht viel Zeit, um die neuen Modelle und Experimente zu erproben. Doch viele der »Liberitären« gewannen meine Achtung, obwohl ich als junger »marxi-

stisch« orientierter Linkssozialist gelernt hatte, daß anarchistischer Individualismus abzulehnen, Antiparlamentarismus nicht vernünftig sei und daß Putschismus nicht dem Wohl des Volkes diene.

Die Auseinandersetzung mit dem Geist einer Linken, deren Ideenwelt sich vor und unabhängig von Marx geformt hatte, war zu oberflächlich geblieben. Von einzelnen Persönlichkeiten, die in Deutschland den Anarchisten zugerechnet wurden – wie den Schriftstellern Gustav Landauer und Erich Mühsam –, ging gleichwohl eine beträchtliche Wirkung aus. Der eine – eher Philosoph, Freund Martin Bubers, Verfasser eines schönen Buches über Shakespeare – hatte der ersten bayerischen Räteregierung 1919 angehört und wurde von konterrevolutionären Ordnungshütern erschossen. Mühsam, der als edelanarchistischer Dichter galt, in Berlin geboren und in Lübeck aufgewachsen, war ebenfalls Mitglied jener kurzlebigen Räteregierung; er starb im Sommer 1934 nach Folterungen im KZ Oranienburg. Mein Freund Stefan Szende schrieb von ihm: »Die Nazis haßten Mühsam mehr als uns andere. Der alternde Mann wurde häufiger gequält als irgendein Häftling in Oranienburg.«

In meiner Kindheit hörte ich Erzählungen von russischen »Sozialrevolutionären«, die ihr Leben bei Anschlügen auf zaristische Repräsentanten riskiert hatten. Viel Sympathie wandte sich den Italienern Sacco und Vanzetti zu, die 1920 in Boston wegen angeblichen Raubmordes zum Tode verurteilt worden waren und – unbeschadet weltweiter Proteste – sieben Jahre später hingerichtet wurden. (50 Jahre später hob ein Gouverneur von Massachusetts – der erste italienischer Herkunft – das zweifelhafte Urteil auf.)

Bei meinen Bemerkungen zur schwedischen und norwegischen Arbeiterbewegung erwähnte ich, daß sich in ihr zu Beginn des Jahrhunderts Einflüsse des revolutionären Syndikalismus aus Frankreich und Amerika geltend gemacht hatten. In vielen Ländern wurde der Sozialismus von anarchistischen Denkern beeinflusst – nicht so in Deutschland. Pierre-Joseph Proudhon (1809 bis 1865), ursprünglich Buchdrucker, zum Beispiel wirkte auf die sozialistische Bewegung in Frankreich mit seiner Zielvorstellung, die »Verwaltung von Sachen« anstelle der »Herrschaft über Menschen« zu setzen. Hieraus wurden die Forderungen nach freier Zusammenarbeit von Individuen und Gruppen ohne Ausbeutung und Zwang und einer Ordnung von Bündeln aus Freiwilligkeit abgeleitet. Proudhon, dessen Haltung zu Fragen der Gewalt labil blieb, betrachtete die Revolution als den

unumgänglichen Weg zur Gerechtigkeit: doch die wahrhafte Revolution sei nicht die politische, sondern »une révolution morale et sociale«.

Immanuel Kant noch setzte Anarchie gleich Gesetz und Freiheit ohne Gewalt. Tolstoj machte sich diese Definition zu eigen, doch Bakunin hat sie nie akzeptiert. Er und seine Jünger trieben zu Gewalttaten an, die ohne Sinn und Nutzen waren. Ein anderer »Klassiker« des Anarchismus, der Fürst Kropotkin, ging eigene Wege, die der Gewaltlosigkeit näher waren. (Die terroristischen Desperados der siebziger Jahre verdienten es in Wahrheit kaum, Anarchist genannt zu werden. Hierzu schrieb mir einer der bekanntesten deutschen und europäischen Anarchosyndikalisten, der mittlerweile 80jährige Augustin Souchy, der aus Schlesien stammte. Er wandte sich an mich nach einer Fernsehansprache, mit der ich im Juni 1972 auf das Umfeld der Baader-Meinhof-Gruppe mit Argumenten der Vernunft nicht erfolglos einzuwirken versuchte: Mit der Verurteilung des Terrorismus sei er einverstanden, »denn auch ich verabscheue sinnlose Gewalttaten, selbst wenn sie politisch motiviert werden«. Enttäuscht sei er, daß leider auch ich »wildgewordene, sich zu einem konfusen Neomarxismus und Maoismus bekennende Bürgersöhne und Bürgertöchter« als kriminelle Anarchisten bezeichnet habe: »Ich möchte Dein Augenmerk auch darauf lenken, daß die seinerzeit von Proudhon aufgestellten anarchistischen Prinzipien politischer Autonomie und freier Föderation bei gleichzeitiger Kooperation von selbständigen Kollektivunternehmungen heute als Alternative zur privatkapitalistischen Monopolwirtschaft einerseits und zur zentralen Verwaltungswirtschaft andererseits ernsthaft in Erwägung gezogen werden.« In meiner Antwort sagte ich, es liege mir fern, der irrigen Meinung Vorschub zu leisten, jeder Anarchismus sei auf Gewalt gerichtet und kriminell. So äußerte ich mich auch vor dem Bundestag. Meine Antwort an Souchy war freilich nicht sehr anspruchsvoll.)

Die revolutionär-syndikalistischen Ideen haben vermutlich ihre Zukunft hinter sich. Ihre Vertreter wollten statt politischer Arbeit stets den Massenstreik ins Zentrum von Aktivitäten der Arbeiterbewegung gerückt sehen. Dies war übrigens die Orientierung der französischen CGT noch vor der Jahrhundertwende, ähnlich wie die der italienischen USI. Nach dem Ersten Weltkrieg gesellte sich eine Anzahl der italienischen Anarchisten, Syndikalisten und Linksozia-

listen zu den Faschisten Mussolinis. (Bei Georges Sorel, dem Theoretiker des revolutionären Syndikalismus, finden sich Anklänge an einen vorfaschistischen Antirationalismus.)

Der Einfluß der Anarchosyndikalisten in Südamerika – in Argentinien und Uruguay vor allem – ging inzwischen zurück. Die IWW in den USA, zu denen Tranmäl und andere »meiner« Norweger gehörten, verloren nach dem ersten Krieg ihren Anhang. Im Deutschland der Weimarer Republik hatte die Freie Arbeiter-Union (FAU) in den zwanziger Jahren etwa 50 000 Mitglieder. In Schweden unterhielt ich während des Krieges freundschaftlichen Kontakt zur gemäßigten SAC (Svenska Arbetares Centralorganisation); sie zählte etwa 25 000 Mitglieder – vor allem unter den Waldarbeitern, Grubenarbeitern und bei den Bauarbeitern für Eisenbahnen, Häfen, Straßen –, und sie hatte zwei Tageszeitungen; an »Arbetaren« in Stockholm arbeitete ich gelegentlich mit. Meine beiden Kollegen im Norwegisch-Schwedischen Pressebüro, für das ich während des Krieges arbeitete, kamen aus dem Jugendverband dieser Organisation. (Aus dem gleichen Milieu stammte der befreundete Schriftsteller Eyvind Johnson, Nobelpreisträger für Literatur des Jahres 1974.)

Nicht alle ideologischen Schlachten von vorgestern müssen morgen noch einmal geschlagen werden. Anarchismus im Sinne von Herrschaftslosigkeit: Der Gedanke ist zu schön, um wahr werden zu können, wenngleich man es nicht einfach als Torheit abtun sollte. Fichte immerhin schrieb, es sei der Zweck aller Regierungen, die Regierung überflüssig zu machen. Die Würde der Maxime bleibt: Ich will nicht herrschen, mich aber auch nicht beherrschen lassen. Es ist ein eitler Wahn, die Menschen zu ihrem Glück zwingen zu wollen – was allerdings stets die fatale Neigung vieler Ideologien war. Mit der These, es müsse revolutionäre Gewalt eingesetzt werden, um jede Art von Gewalt abschaffen zu können, wurde viel Unheil angerichtet.

Etwas anderes ist es, wenn man in der »libertären« Tradition das Gegengewicht zu einer gewissen »marxistischen« Dogmatik sucht: Der freiheitliche und dezentralisierte Selbstverwaltungssozialismus hat seinen Stellenwert; und manche seiner Gedanken finden sich wieder in der deutschen oder schwedischen Debatte über Mitbestimmung oder der französischen über Autogestion. Das Ziel war eine ins Wirtschaftliche und Soziale übergreifende Demokratie, wovon einiges sich in den israelischen Kibuzzim und Moshaws darstellte oder auch in der jugoslawischen Konzeption der Arbeiterselbstverwaltung

Ausdruck fand. Was immer die chinesische Kulturrevolution angeordnet hat: Daß Mao von ihr antibürokratische Wirkungen erhoffte, steht wohl außer Zweifel. Mindestens so sicher ist, daß die polnische Entwicklung 1980/81 durch den Rückgriff auf eigenständige Ideen von Selbstverwaltung mitbeeinflusst wurde. (Anders als es die Unbedarften wissen und die Ideenverfälscher wahrhaben wollen, war auch Marx für »freie Vereinigungen der unmittelbaren Produzenten« – wo es um das »Absterben« des Staates ging, stritt er mit den Anarchisten nicht über das Ob, sondern über das Wie.)

Regierende Kommunisten, auch andere Staatssozialisten, kommen in Verlegenheit, wenn sie in Fragen Partizipation – Mitbestimmung – Selbstverwaltung gefordert werden. Allerdings zeigt die Erfahrung auch, daß anarchosyndikalistische (oder rätedemokratische) Aktivitäten noch nirgends dazu geführt haben, Interessenkonflikte gewaltfrei zu lösen. Statt dessen hat man erlebt, daß Andersdenkende gewaltsam ausgeschaltet und reaktionäre Folgen bewirkt wurden.

Zwischen den Stühlen

Als ich nach Spanien kam, hielt ich nichts für wichtiger, als daß eine zuverlässige Einheit der Antifaschisten geschaffen werde. Die Jugend und ihre Organisationen, auf die sich mein Interesse konzentrierte, waren von den vergifteten Streitigkeiten nicht verschont geblieben.

In Barcelona versuchte man im Frühjahr 1937, die Jugendverbände der Parteien und Gewerkschaften wenigstens zu einer gemeinsamen Feier des 1. Mai zu einigen. Ich war eingeladen worden, an den vorbereitenden Diskussionen hierüber teilzunehmen. Dieses Experiment war eine deprimierende Erfahrung. Bei der ersten Zusammenkunft schien es noch eine Chance zu geben, daß man sich zusammenraufe. Danach aber entzündete sich öffentliche Polemik, und beim zweiten Treffen war an Verständigung nicht mehr zu denken. Die Teilnehmer beschimpften sich und gingen zornig auseinander. Das Bemühen um Einheit, das zunächst Erfolg versprochen hatte, scheiterte an der Sturheit gerade der Gruppen, die sich mit ihren offiziellen Titeln der Einheit verschrieben hatten.

Mit den Vertretern der anarchosyndikalistischen Juventudes Libertarias, von denen die Initiative ausgegangen war, verstand ich mich gut. Um so mehr befremdeten mich einige Sprecher der POUM-

Jugend wegen ihrer ultralinken und überheblichen Haltung – sie wollten sich immer zugleich gegen Faschismus *und* bürgerliche Demokratie artikulieren. Zuvor hatten die Kommunisten – in Katalonien nannten sie sich Einheitssozialisten – die größten Schwierigkeiten gemacht. In einem Bericht an meine Freunde in Paris bezeichnete ich das Beispiel der mißlungenen Jugend-Einheitsfront zum 1. Mai als äußerst lehrreich: Vor allem, weil die POUM-Jugend in ihrer Zeitung erklärt hatte, zwischen der »revolutionären« und der »konterrevolutionären« Jugend könne und dürfe es kein gemeinsames Handeln geben. Diese Starrheit gegenüber den jungen Leuten, die zur sozialistischen Einheitsjugend gehörten, war im höchsten Maße töricht. Man fragt sich, ob nicht hinter allen ideologischen Zerklüftungen auch jener Charakterzug zum Ausdruck kam, den zeitgenössische spanische Denker den Don-Quichottismus genannt haben. Doch war auch kein Mangel an linken Sancho Pansas – sie waren eher noch öfter vertreten.

Wegen der allgemeinen Spannung, die in der Luft lag, wurden in Barcelona schließlich alle Versammlungen zum 1. Mai untersagt. Ein paar Tage später begann eine bewaffnete Auseinandersetzung: ein Konflikt im Konflikt, der auf den Straßen der katalanischen Hauptstadt ausgetragen wurde. Ich hatte das Gefühl, zwischen allen Stühlen zu sitzen. Das war eine nicht mehr ganz neue Erfahrung, und später gewöhnte ich mich an diese Lage. Wer im Besitz eines eigenen Kopfes durch die Welt geht, wird häufig mit Schwierigkeiten von mehr als einer Seite zu rechnen haben. Insofern war es auch nicht so erstaunlich, daß ich von den einen als eine Art Helfer Francos und Hitlers, von anderen als ein blutrünstiger Linksextremist geschmäht wurde. Das Bild von den Stühlen ist dennoch nicht ganz zutreffend: Zwischen ihnen befindet man sich nur, wenn man sie als die einzige mögliche Sitzgelegenheit akzeptiert. Man kann aber zum Beispiel auch zu ebener Erde Platz nehmen – oder einfach stehenbleiben.

Manch einer hat sich mit mir gefragt, woher die spezifisch linke Neigung zu Rechthaberei, Zersplitterung und unduldsamer Polemik rühre, und ich denke natürlich nicht nur an Spanien und an die dreißiger Jahre. Zum Teil ist die Neigung zur rechthaberischen Intoleranz gewiß ein Produkt buchstäblicher Ohn-Macht. Menschen, deren erste intellektuelle Erfahrung der Sozialismus ist, brauchen überdies oft ein Korsett der Doktrin. Sie beobachten, wie andere ihre Ideologie in Macht umzusetzen verstehen. Und links sein fordert

wohl auch eine gewisse Bereitschaft – oder Fähigkeit – zum Konflikt. Wer verändern will, muß sagen, was ihm nicht paßt. Diese Streitbarkeit unterscheidet ihn von den Menschen, die alles beim alten lassen wollen und folglich die Ruhe als Selbstzweck propagieren. Der Wille zur Veränderung verlangt Zähigkeit und Beharrlichkeit. Diese Qualitäten können rasch in Unduldsamkeit und quasireligiöses Eiferertum umschlagen und stehen so einem Naturverhältnis zur Macht im Wege.

Linke sind per se und im wörtlichen Sinne Weltverbesserer. Sie meinen es (meist) gut, wollen (meist) das Gute – oder das Bessere, wenn nicht das Beste, was ebenso menschlich wie gefährlich ist. Sie haben gegen die Gewalt des Faktischen meist nur die Kraft der eigenen »Sache« zu setzen: Ideen gegen Tatsachen. Der Machtbüttel braucht mehr Sitzfleisch als Kopf. Doch aus Machtlosigkeit erwächst die Neigung zur Abstraktion, zur Erstarrung in der Doktrin, von der um kein Jota abgewichen werden darf. Aber wer sagt, wie die Doktrin im einzelnen auszulegen ist? Unsicherheit übersetzt sich in Splitterrichterei und Ketzerverfolgung.

Ob in Spanien »der Revolution« oder »dem Krieg« der Vorrang gebühre – das schien mir eine künstliche Fragestellung zu sein. Mir war damals – noch – nicht klar genug, wie stark die Berufung auf militärische Notwendigkeiten benutzt wurde, um die Sonderinteressen der Komintern und ihrer spanischen Dependanten zu fördern. »Zwei Thesen stehen einander gegenüber«, schrieb ich Ende März 1937 aus Barcelona: Die eine werde von den Kommunisten vertreten, einschließlich der katalanischen PSUC, also der dortigen Einheitspartei, und der Vereinigten Sozialistischen Jugend. Große Teile der Sozialisten und ihrer UGT-Gewerkschaft folgten der Einsicht, daß es sich im Grunde nicht (oder nicht mehr) um einen Krieg zwischen Spaniern handle, vielmehr um einen Krieg, den ausländische Mächte gegen Spanien führten; nicht um einen Klassenkrieg, sondern um einen Krieg für nationale Unabhängigkeit. Diese These, die sich auch die Volksfrontparteien der bürgerlichen Linken zu eigen gemacht hätten, führe zu dem Ruf nach nationaler Einheit gegen die ausländischen Eindringlinge. Auf der anderen Seite – so meine Kurzanalyse – verfochten die Anarchosyndikalisten und besonders die POUM die These: »Was in unserem Land vor sich geht, ist nicht die Verteidigung der Unabhängigkeit des Vaterlandes. Was sich abspielt, ist der Kampf des spanischen Proletariats gegen die spanische Bourgeoisie.«

Die Revolution war steckengeblieben, aber mit ihr auch der Krieg. Dabei entstand eine Zwangslage. Der Charakter des Krieges wurde tatsächlich mehr und mehr ein Kampf um Unabhängigkeit, der eine Masseninitiative verlangte. In Wirklichkeit war der Elan in einer gewissen Normalisierung erstarrt. Deshalb meine Einschätzung, es gelte, die bisherigen Errungenschaften der Revolution zu festigen und alles zu tun, um den Krieg zu gewinnen.

In einem Bericht, den ich im Juli 1937 in Paris – es war zur Zeit der Weltausstellung – erstattete, wies ich noch einmal auf den Doppelcharakter des Krieges hin: das Ringen um eine neue Gesellschaftsordnung und den nationalen Kampf gegen die Intervention. Ich sagte: Notwendig sei eine wirkliche Regierung mit dem Willen zum Sieg. Dafür müßten die Voraussetzungen durch den Aufbau einer zentralen Armee und die Zusammenfassung der wirtschaftlichen Anstrengungen geschaffen werden. Eine solche Politik sei an den Besonderheiten und Schwächen der verschiedenen Arbeiterorganisationen gescheitert. Ich sah Fehler und Irrtümer der »Linken innerhalb der Linken«. Aber, so sagte ich, niemand solle behaupten, das rechtfertige die Verfolgungen, die gerade zu jenem Zeitpunkt einen Höhepunkt erreichten: »Nein, dabei handelt es sich recht und schlecht um die wahnwitzige Zielsetzung der Komintern, alle Kräfte zu vernichten, die sich ihr nicht gleichschalten wollen.« Die internationale Arbeiterbewegung müsse einen solchen Schlag parieren.

Ich sprach schonungslos von »Mitteln der Fälschung, der gemeinsten Verleumdung, der Lüge, des Terrors«. Harte Worte waren geboten. Man hatte die POUM verboten und ihre führenden Mitglieder verhaftet; den tapferen Divisionär Rovira hatte man von der Front weggeholt und eingesperrt. Dies war nur die Spitze des Eisbergs. Während die Kommunisten von Demokratie sprachen, versuchten sie ihre Widersacher – und die sie zu solchen ernannten – zu eliminieren. Nicht der Sozialismus marschierte, sondern der Geheimdienst triumphierte. Nicht England und Frankreich wurden beruhigt, sondern es wurden die brutalen und zum Teil wahnwitzigen Bedürfnisse der Zentrale des Stalinismus bedient. Dies war in Wirklichkeit die letzte große Aktion der Komintern – und zugleich deren tatsächliches Ende.

Prinzip und Technik der stalinistischen »Säuberungen« wurden auf andere Parteien und Länder übertragen, wo immer sich Gelegenheit bot. Immer wieder wurde gefragt, wie es zugehen konnte, daß sich

anständige und begabte Leute diesem kriminellen Irrsinn beugten. Die Antwort ergibt sich vor allem aus ihrem gläubigen Verhältnis zur »ersten Arbeiter- und Bauernmacht« und aus ihrer Hoffnung, daß die »Entartungen« eines Tages überwunden würden.

Der KP-Führer José Diaz sagte im Sommer 1937, es komme darauf an, den Krieg zu gewinnen *und* die »Volksrevolution« zu retten. Terminologisch stimmten die Lager fast überein – die Wirklichkeit war anders. Der Sozialistenchef Largo Caballero betonte zunächst – wie CNT und POUM – den Vorrang der Revolution. Dann korrigierte er die Wertung zugunsten der Notwendigkeiten des Krieges. Ähnliche »Frontbegradigungen« nahmen CNT-Führer vor. So, wenn sie erklärten, man sei auf dem besten Wege zu einer freien Gesellschaft: »Vorerst aber müssen wir den Krieg gewinnen.« Wenn es um den Krieg gehe, müsse die Regierung das Sagen haben!

Man könnte Bücherregale mit den Erwägungen und Polemiken füllen, ob damals »der Krieg« oder »die Revolution« den Vorrang zu beanspruchen hatten, wie die Zusammenhänge zwischen revolutionärer Volksbewegung und demokratischer Staatsmacht zu deuten waren, wo Weltfremdheit vorherrschte, wo doktrinäer Illusionismus sich breitmachte. Ich gelangte zu der Meinung, daß der Kampf gegen Franco und die Reaktion nicht ohne Einordnung, harte Arbeit und ein gewisses Maß an Disziplin zu gewinnen sei. Aber mindestens ebenso klar wurde mir, daß der Kampf mit Mitteln der Vergiftung und Zersetzung, geheimdienstlichen Unwesens und brutaler Unterdrückung nicht gewonnen werden konnte. Wenig Verständnis hatte ich für die Neigung, sich an revolutionären Parolen zu berauschen, noch weniger allerdings für Heuchler, die Kriegedisziplin sagten und die Herrschaft ihres Apparats meinten.

Auch die POUM betonte »die Untrennbarkeit von Krieg und Revolution«. Doch als ich im Juli 1937 in Paris sprach, war ich zu dem Ergebnis gekommen, daß sie in den letzten Monaten »in fast jeder praktischen Frage« eine falsche Position eingenommen habe. Das war gewiß ein hartes Urteil. Doch ich hatte beobachtet, in welchem Maße sie ultralinken Neigungen nachgab. Ihre Führer hatten gesagt: »Wir sind für die Volksfront, weil wir dagegen sind« – diese Parole war mir im Ohr geblieben, als ich Joaquin Maurin im Mai 1936 in Paris zuhörte. Die Formel überzeugte nicht, sie zeugte von Übertaktieren. Die POUM hatte sich in jenem Jahr dem »Zwangsbündnis« angeschlossen, um so das erwünschte Mandat in

Barcelona für ihren Vorsitzenden Maurin zu sichern. Was – bei gutartiger Auslegung – die Antiparole bedeuten konnte, war eine Strategie, die »über die Volksfront hinaus« zielte.

Die drei führenden Männer waren die Lehrer Maurin und Nin sowie der Journalist Gorkin. Da Joaquin Maurin im Franco-Gebiet verschwunden war, als der Bürgerkrieg begann, war es Andrés Nin, der für seine Partei in die »Generalitat« – die katalanische Regionalregierung – als Justizminister eintrat. Er und seine Freunde sprachen von einer »sozialistischen Arbeiterregierung«. Das war keine sehr genaue Definition. Später begründete er die Beteiligung an der Regierung mit dem nicht unvernünftigen Argument, sie würde sich anders von den Massen isoliert haben.

Die Partido Obrero de Unificación Marxista, wesentlich auf Katalonien konzentriert, war eine junge und nicht sehr mitgliederstarke Partei. Im Frühjahr 1936 schätzte man die Zahl der aktiven Anhänger auf 3000, später auf 10000 Mitglieder. Gegründet wurde sie erst 1935 – durch einen Zusammenschluß von Maurins (und Gorkins) »Arbeiter- und Bauernblock« und Nins »Kommunistische Linke«.

Maurin und Nin kamen beide aus der CNT und schlossen sich früh der KP an, Gorkin kam aus der Sozialistischen Partei. Von den Kommunisten aus durchsichtigen Gründen, von anderen vielfach aus Unkenntnis, wurde die POUM als schlechthin »trotzkistische« Partei gekennzeichnet. Die Moskau-Kommunisten gingen mit der Zuteilung dieses Etiketts auch sonst nicht wählerisch um.

Für andere war die genaue Zuordnung nicht ganz so einfach. Günter Grass wunderte sich während eines gemeinsamen Flugs 1965, wie sehr ich mich in einem Diktat – es ging um einen Rechtsstreit mit Verleumdern aus der rechten Ecke – in die Buchstaben POUM verbissen hatte. Er schrieb über die Episode einen kleinen Einakter – die Vergangenheit fliegt mit – und erläuterte: »Die POUM war eine spanische linkssozialistische Arbeiterpartei, die, innerhalb des republikanischen Lagers, von den Kommunisten bekämpft und mit stalinistischen Methoden als Trotzkisten-Partei verfolgt wurde.« George Orwell setzte ein Gleichheitszeichen; für ihn waren die POUM-Leute Trotzkisten. Gorkin schrieb dazu: »Das leugne ich kategorisch.« Er und seine politischen Freunde wollten Lenins bedeutendstem Mitstreiter während der Revolution gewiß nicht ihre Hochachtung versagen. Doch sie betrachteten sich nicht als »bloße Gegner des Stalinismus«. Trotzki selbst hatte erklärt: »Diese Partei ist nicht

trotzkistisch«; sie habe vielmehr seine Anhänger aus ihren Reihen ausgeschlossen. Doch die kommunistischen Apparatschiks meinten nicht die Ausgeschlossenen, sondern die Gruppe um Nin, der sich 1934 von Trotzki getrennt hatte, als von ihm und seiner Gruppe verlangt wurde, in die Sozialistische Partei einzutreten, um dort eine Fraktion aufzubauen. (In der Literatur ist davon die Rede, daß man in Kreisen der POUM die Absicht hatte, Trotzki nach Spanien einzuladen – dies könne bei den Moskauer Maßnahmen eine mitwirkende Rolle gespielt haben. Mir ist nicht bewußt, daß ich dergleichen in Barcelona erfahren hätte.)

Joaquin Maurin machte auf mich, als ich ihn zwei Monate vor dem Franco-Krieg in Paris kennenlernte, den gewinnenden Eindruck einer in sich ruhenden Persönlichkeit: Er wirkte als politischer Führer. Zu jener Zeit war er knapp 40. Sein Weg führte von der syndikalistischen Bewegung zur Komintern, aus der er 1931 ausgeschlossen wurde. Danach bemühte er sich um »Arbeiterbündnisse«. Nach dem Juli und während meines Aufenthalts in Barcelona galt er als verschollen. Er wurde in Galizien vom Bürgerkrieg überrascht, und man glaubte, er sei von den Frankisten umgebracht worden. Diese Annahme wurde korrigiert, als ich im August 1937 an einer Tagung teilnahm, die nördlich von London – in Letchworth bei Blackley – stattfand, wo die ILP in schöner und friedvoller Umgebung eine Sommerschule veranstaltete. (Welch ein Kontrast zur verfahrenen Lage in Barcelona, die nicht nur hektisch gewesen, sondern auch krankhaft geworden war!)

Maurins Frau Jeanne, die ich, wie die anderen, für eine Witwe gehalten hatte, sagte mir, daß ihr Mann unter falscher Identität in einem Franco-Gefängnis saß, während mancherorts – so auch in Paris – Maurin-Gedächtnispostkarten vertrieben wurden. Jeanne, eine attraktive Französin, war die Schwester von Boris Souvarine, einem Franzosen russischer Herkunft, den sie als junges Mädchen nach Moskau begleitet hatte: Dort lernte sie ihren Mann kennen. Der Bruder wurde später – da war er nicht allein – ein schroffer Antikommunist. Jeanne zog mich ins Vertrauen: Maurin hatte ihr ein Lebenszeichen zukommen lassen. Sie zeigte mir den Brief, den sie unter ihrem Mädchennamen erhalten hatte. Ihr Mann hatte seine Papiere vernichtet, sein Aussehen verändert und versucht, die Grenze zu erreichen. Er wurde in Jaca gefangengehalten, ohne daß man wußte, wer er war. Nach seiner Entlassung – oder war es Flucht? – stellte ihn

ein Polizist auf der Straße. Von neuem eingekerkert, trug – nach Deutung Gorkins – das Schicksal der in Katalonien verfolgten POUM-Führer dazu bei, ihn zu retten: »Die Franco-Behörden beuteten unsere Verhaftung und Nins Ermordung aus, indem sie darauf hinwiesen, daß sie das Leben unseres Führers schonten.«

Joaquin Maurin blieb noch mehrere Jahre im Gefängnis. Anfang 1941 wurde er zu 15jährigem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte und zur Deportation verurteilt. Nach dem Weltkrieg konnte er in die Vereinigten Staaten emigrieren, wo er 1973 in New York starb. Auf seine alten Tage kam er zu der Überzeugung, daß er einen schweren politischen Fehler begangen habe, als er 1935 seinen »Bloque Obrero y Campesino« mit der »Linken« (um Nin und Andrade) zur POUM verband, statt dem Ratschlag seines Freundes Gorkin zu folgen; der hatte den Beitritt zur Sozialistischen Partei (PSOE) empfohlen.

Andrés Nin, von Beruf Lehrer, fünf Jahre älter als Maurin, arbeitete ein knappes Jahrzehnt, bis 1930, im Moskauer Sekretariat von Profintern, der Roten Gewerkschaftsinternationale. Dort schloß er sich der Linken Opposition an. Damit geriet er in den Freundeskreis einiger prominenter sowjetischer Führer, die Opfer der Moskauer Prozesse wurden. Nach seiner Rückkehr in die Heimat bildete er seine eigene Gruppe, bis er in der POUM zur wichtigsten Figur neben Maurin aufstieg. Man empfand es als natürlich, daß er in die katalanische Regierung eintrat. Als er aus der Verantwortung gedrängt wurde, war in sowjetischen Zeitungen – im Dezember 1936 – schon davon die Rede, daß es notwendig sei, seine Partei zu beseitigen. So äußerte sich auch der sowjetische Botschafter Rosenberg zu Ministerpräsident Caballero. Als die POUM-Führer im Juni 1937 verhaftet wurden, trennte man Nin von den anderen. Wie er schließlich zu Tode kam, hat nie bis zum letzten geklärt werden können. Doch jedermann wußte, welcher Geheimapparat sich seiner bemächtigt hatte.

Julian Gorkin – eigentlich Julian Gómez y García-Ribera – lebte seit den zwanziger Jahren unter diesem Namen, den er aus Bewunderung für Maxim Gorki angenommen hatte. Er war ein Jahr nach der Jahrhundertwende in der Provinz Valencia geboren und in die sozialistische Jugendbewegung hineingewachsen. Wie viele andere führte die Anziehungskraft der Russischen Revolution auch ihn zeitweise in die Reihen der Kommunisten. Nach einem Aufenthalt in Moskau brach er mit der Komintern, doch blieb er in der spanischen Linken

aktiv und gehörte 1935 zu den Gründern der POUM. Im selben Jahr, wie auch im folgenden, hatten wir uns in Paris getroffen. Julian Gorkin hatte mich in Barcelona freundschaftlich begrüßt, als ich Anfang 1937 dort eintraf. In einem seiner Bücher spricht er von unserer »brüderlichen Freundschaft«, die ich gern bestätigen will. Er ließ sich als Schriftsteller in Paris nieder. Als alter Mann schloß er sich der von Felipe Gonzales geführten PSOE an. (Maurin hat die Renaissance der Sozialistischen Partei in Spanien nicht mehr erlebt, doch seinen Freunden in Deutschland empfahl er ausdrücklich, der SPD beizutreten!)

»La Batalla«, die Tageszeitung der POUM, wurde am 28. Mai 1936 verboten. Sonst schien sich, von gravierenden Einzelübergriffen abgesehen, zunächst nichts Entscheidendes zu verändern. Doch am 16. Juni, während einer Sitzung, wurden die Mitglieder des Parteivorstands verhaftet, die Partei wurde wenig später zur illegalen Organisation erklärt. Die syndikalistische CNT trat aus der katalanischen Regierung aus. Auch die Zentralregierung geriet in eine ernste Krise.

Jenen Ereignissen waren die blutigen Maitage von Barcelona vorangegangen, die ich voller Verzweiflung miterlebte: Hunderte Tote und zahlreiche Verletzte waren die unmittelbaren Opfer eines wahnwitzigen Unterkriegs. Er begann am 3. Mai 1936, als der von der CNT kontrollierte Teil der »Telefonica« – der großen, von einer amerikanischen Gesellschaft betriebenen Telefon- und Telegrafenzentrale – unter die Kontrolle der Regionalregierung gebracht werden sollte. Man kam später zu dem Schluß, daß diese Maßnahme durch einen KP-Vertreter betrieben wurde, der in die Führung der katalanischen Polizei eingeschleust worden war. So oder anders: Es handelte sich um eine Provokation. Die Besetzer trafen auf harten Widerstand, und die Kunde vom Zusammenprall verbreitete sich wie ein Lauffeuer überall in der Stadt. Vielerorts errichtete man Barrikaden. CNT und POUM standen zusammen: gegen die »einheitssozialistische« PSUC und die auf Ordnung bedachte nationalkatalanische liberale »Linke«. Dabei waren die Beziehungen zwischen den linken »Marxisten« und den anarchosyndikalistischen »Freiheitlichen« durchaus nicht nur freundschaftlicher Art. Die anderen sahen in den einen nicht selten »eine an der Diktatur verhinderte kleine politische Partei«. Und innerhalb der einen fragten manche sorgenvoll: Hieß es nicht, den Bogen zu überspannen, indem man sich an die »Machtfrage« heranmache, ohne sich über die Konsequenzen im klaren zu sein?

Am 6. Mai wurden die Straßenkämpfe eingestellt. CNT und POUM – die von der Aragonfront keine Truppen abgezogen hatten – akzeptierten ein Arrangement, das die städtische Sicherheit wieder herstellte. Die Zentralregierung entsandte einige tausend Mann effektiver Einheiten nach Barcelona. Die Angleichung an die von der KP gewünschten Strukturen machte Fortschritte – wenn man eine Gleichschaltung so nennen will.

Die führenden POUM-Leute wurden nun als Sündenböcke vorgeführt. Ihnen wurden alle Fehler und Unzulänglichkeiten angelastet, unter denen die Menschen zu leiden hatten. Es gibt keinen Zweifel, daß beabsichtigt war, auch den unbequemen Anarchisten das Kreuz zu brechen. Dies gelang nicht ganz, doch sie wurden empfindlich geschwächt. Sicherlich war auch der Sturz von Largo Caballero durch seine selbsternannten »Freunde« schon mit einkalkuliert. Mitte Mai wurde er zum Rücktritt veranlaßt.

Meine persönlichen Erfahrungen während der Maitage entsprachen der Lage zwischen den Stühlen. Ich sah die Provokation und konnte doch nur inständig hoffen, daß sich eine Verständigung erreichen lassen werde. Ich wollte mit dem absurden Bürgerkrieg nichts zu schaffen haben und mochte doch die Waffe nicht von mir weisen, als ich eine der Nächte bei Freunden verbrachte, die es übernommen hatten, ein bestimmtes Gebäude an den Ramblas zu bewachen. Wenn es notwendig geworden wäre, zum eigenen Schutz und dem meiner Freunde zu schießen, hätte ich daran auch nichts ändern können.

Ich war in jenen Tagen und Wochen viel mit Paul (Paul René) Gauguin beisammen, dem skandinavischen Enkel des großen Franzosen, Maler wie dieser. Wir kannten uns aus der Jugendbewegung in Oslo. (Im Frühjahr 1940, während der deutschen Invasion in Norwegen, kreuzten sich wieder unsere Wege.) Paul »der Jüngere« hatte eine norwegische Mutter, war in Kopenhagen geboren und in Rouen zur Schule gegangen. Noch bevor wir uns in Oslo trafen, hatte er in Spanien bei Fischern gelebt und sich 1933 geraume Zeit auf Ibiza durchgeschlagen: unter anderem als Maurerhandlanger. Die Welt ist immer wieder voll von Überraschungen: Der Mann, für den er am Bau einer Villa arbeitete, war jener Raoul Villain, der im Sommer 1914 Jaurès erschossen hatte und nach fünf Jahren Untersuchungshaft freigesprochen wurde. (Paul lebte nach dem Krieg in Kopenhagen und starb 1976 in seinem geliebten Spanien.)

Unmittelbar vor dem 3. Mai waren zwei befreundete schwedische

Abgeordnete nach Barcelona gekommen, um sich und dann ihre Sozialistische Partei über die Lage zu informieren. Es waren dies der Schriftsteller Ture Nerman und der Eisenbahner August Spångberg, der eine Mitglied der Ersten, der andere der Zweiten Kammer. (Beide engagierten sich 1940 stark für die norwegische Sache.) Paul und ich waren bei Spångberg im Victoria Hotel an der Plaza de Cataluña, als Nerman ziemlich verstört hereinkam: Da man daranging, Barrikaden zu errichten, hatten Arbeiter ihn, einen Mitbegründer der schwedischen KP, als Klassenfeind entlarvt. Er »provozierte« – weil er einen Hut trug. Man hatte ihn zunächst festgehalten, dann unter Bedenken laufenlassen. Man konnte sich damals wohl tatsächlich auf eine Empfehlung der katalanischen Regierung berufen, keine Hüte zu tragen.

Nach dem 6. Mai 1937 sah es zunächst so aus, als könnten sich die Dinge normalisieren. Das war ein Irrtum, und in der zweiten Hälfte des Juni wurde immer klarer, daß meines Bleibens in Barcelona nicht mehr war. Ich konnte nicht einmal sicher sein, ob ich wegen meiner Verbindungen zur POUM nicht in Schwierigkeiten geraten würde. So übernachtete ich nicht mehr im Hotel. Zunächst wohnte ich bei einer Bekannten am Stadtrand. Danach fand ich Unterkunft in einer dubiosen Wohnung, die mir ein abgereister französischer Freund angeboten hatte. Als ich dort überflüssig gewordene Berichte und Notizen im Kamin verbrannte, stellte ich – kaum hatte es zu brennen begonnen – zu meinem Schrecken fest, daß unter dem Rost Munition lagerte. Das erforderliche Ausreisevisum wurde schließlich in meinen norwegischen Paß gestempelt, der so gut war, daß er die kritischen Blicke der deutschen Polizei bestanden hatte und kurz darauf auch bei den britischen Einreisebehörden kein Mißtrauen weckte. Zunächst reiste ich nach Paris. Hinter mir lagen lehrreiche, doch überwiegend unglückliche Monate.

Einige Freunde, die in Barcelona zurückblieben, wurden verhaftet. Es fehlte nicht an kuriosen Merkwürdigkeiten. Ein Freund aus dem Pariser Exil, der als Freiwilliger gedient hatte, saß schon im Zug, als man ihn aufrief. Er meldete sich und wurde festgenommen: Zwei Kameraden im Gefängnis hatten nach ihm gefragt, da sie einen dritten Mann zum Skat brauchten! Das kostete ihn anderthalb Jahre.

Böse Folgen, in Form einer dauernden gesundheitlichen Schädigung, hatte die Einkerkung des Jahres 1937 für meinen Freund Peter Blachstein. Der Dresdner, der ursprünglich Schauspieler wer-

den wollte und zu Beginn der Illegalität eingesperrt wurde, kam 1935 nach Oslo, wo wir ihn Hans Petersen nannten. Er war nach Spanien gegangen (wo er Fritz Sander hieß), während ich in Berlin war. Das »revolutionäre« Jugendbüro hatte sich in Barcelona etabliert, und dort war er tätig. In Gorkins Erinnerungen hat sich ein Irrtum eingeschlichen, wenn er annimmt, ich sei im späteren Frühjahr 1937 in Barcelona geblieben, um auf dem geplanten Kongreß der POUM-Jugend gemeinsam mit Blachstein unseren Sozialistischen Jugendverband – »die SAP-Jugend« – zu vertreten. Mit Freund Blachstein (der 1977 gestorben ist) war ich damals wegen der Einheitsfrage weit auseinander. Wir gehörten schon nicht mehr zur selben Gruppe. Er stand der POUM und ihrer Jugendorganisation viel näher, als ich dies von mir hätte behaupten können. Es wäre nicht richtig, wenn ich sagte, er sei mir für den Rest des Exils wohlgesonnen oder in der ersten Nachkriegszeit besonders hilfreich gewesen. Doch wir kamen einander wieder näher, als wir beide im Bundestag saßen. Als Außenminister habe ich ihn 1968 als Botschafter nach Belgrad geschickt, was er gesundheitlich leider nur ein Jahr durchzuhalten vermochte.

Bevor ich im August 1937 von England nach Norwegen zurückkehrte (und nachdem mir die ILP mit Reisegeld ausgeholfen hatte), leitete ich eine einwöchige Arbeitstagung unseres Jugendverbands in Südschweden. Aus Berlin nahm einer der Freunde teil, der auch in Mährisch-Ostrau dabeigewesen war. Auf dieser Tagung wurde beschlossen, daß wir uns an dem »revolutionären« Jugendbüro nicht mehr beteiligen, sondern uns verstärkt den Freunden in der Sozialistischen Jugendinternationale zuwenden wollten. Auch wurden die Kontakte bestätigt, die sich im Exil, vor allem in Paris und Prag, zwischen Angehörigen der früheren Arbeiterjugendverbände – unter der Bezeichnung Freie Deutsche Jugend! – entwickelt hatten.

Terror

Die Verfolgungen, denen oppositionelle Kommunisten, unabhängige Sozialisten und Anarchosyndikalistinnen ausgesetzt waren, fielen mit den Moskauer »Säuberungen« zusammen. Das war kein Zufall. Die stalinistische Liquidationsmaschine forderte ihre Opfer auch in den Reihen der nach Spanien entsandten Funktionäre. Der Missionschef in Madrid, Marcel Rosenberg, und der Generalkonsul in Barcelona,

Antonow-Owsejenko (Held der zur Legende hochstilisierten Eroberung des Petrograder Winterpalastes 1917): beide alte Bolschewiki, beide zeitweilig »Linke«, beide Werkzeuge der spanischen Gleichschaltung – sie wurden umgebracht.

Chruschtschow sagte auf dem 20. Parteitag der KPdSU im Jahr 1956: »Der Kader der Führer, die militärische Erfahrungen in Spanien erworben hatten, wurde nahezu völlig liquidiert.« Ein typisches Beispiel war General Ian Berzin; er hatte die Tankoffiziere, Piloten und Techniker zusammengefaßt, die als Berater und Instrukteure geschickt wurden. Ein anderes Beispiel war General Emilion Kléber (ursprünglich Manfred Stern aus der Bukowina), zunächst als »der spanische Carnot« gefeiert; er wurde im Februar 1937 abgesetzt und verschwand spurlos. (Lazare Carnot war ein »Organisator des Sieges« während der Französischen Revolution.) Ein weiteres Beispiel: Michael Kolzow, Korrespondent der »Prawda«, wurde verhaftet und kam im Gefängnis um. Einer seiner Freunde notierte: »Auch dieser Saubere wurde ein Opfer der Wahnsinnsjahre.« Der Ungar Laszlo Rajk, Politischer Kommissar einer der Brigaden, nach dem Krieg Außenminister seines Landes, wurde erst ein Jahrzehnt später umgebracht. In seinem Prozeß im Jahre 1949 ließ man ihn gestehen, er sei im Auftrag der Geheimpolizei Horthys nach Spanien gegangen, »um die Kampffähigkeit des Rakosi-Bataillons zu reduzieren« und habe dort überdies »trotskistische Propaganda betrieben«. Die Gestapo habe ihn aus dem Lager in Südfrankreich geholt und in die illegale ungarische Partei lanciert. Arthur London, einer der drei Überlebenden aus dem Prager Slánský-Prozeß, wies in einem dokumentarischen Werk nach, daß die aus Moskau in die ČSSR entsandten Spezialisten besonders bestrebt waren, den Parteiapparat von Leuten mit Spanienerfahrung gründlich zu »säubern«. Es bleibt bemerkenswert, daß sich die DDR diesen Maßnahmen weitgehend entziehen konnte.

Vom stalinistischen Terror wurden nicht nur Kommunisten betroffen, die man, aus welchen Gründen auch immer, für abtrünnig oder unzuverlässig hielt. Oft ging die Verleumdung der physischen Vernichtung voraus: Wer auf einer schwarzen Liste stand, wurde leicht hin als Landesverräter, Spion, Deserteur oder als Angehöriger von Francos Fünfter Kolonne bezeichnet. Die Diffamierung trieb abscheuliche Blüten. Das Gespenst des »Sozialfaschismus« ging wieder um. Neue Varianten waren der »Anarchofaschismus« und der »Nazi-

trotskismus« (oder »Trotzkifaschismus«). Man mißbrauchte Kriegerecht, um mit politischen Widersachern aufzuräumen. Deshalb stand in der Begründung der Polizeiakten gegen die POUM-Führung die ungeheuerliche Behauptung, sie habe mit Italien, Deutschland und Franco zusammengearbeitet.

Der von Ausländern gesteuerte, weitgehend von ihnen selbst betriebene Geheimdienst verfügte über mobile Gruppen und eigene Gefängnisse. Im Zusammenhang mit den Maitagen des Jahres 1936 in Barcelona wurden mir drei Mordtaten bekannt, die das Leben ausländischer Sozialisten auslöschten: Der 40jährige italienische Philosophieprofessor Camillo Berneri, seit 1926 als anarchistischer Sozialist im Exil, wurde in der Nacht zum 6. Mai umgebracht. Der junge Bob Smilie von der ILP, Sohn eines britischen Gewerkschaftsfunktionärs, hatte sich einer POUM-Einheit angeschlossen: Er wurde während der Maitage entführt und Anfang Juni in einem Polizeigefängnis von Valencia ermordet. Ein älterer Gewerkschafter sagte über ihn, selten habe er »einen so sympathischen, zutiefst aufrichtigen, warmherzigen, stets lächelnden Jungen« kennengelernt. Der 40jährige Wiener »Linkskommunist« Kurt Landau brachte 1936 (mit seiner Minigruppe) in das spanische Geschehen ein, was er – nach seinem Bruch mit Trotzki – für die ganz reine Lehre hielt. Als die POUM unterdrückt wurde, fand er im Regionalkomitee der CNT Unterschlupf. Nach einigen Wochen kehrte er in seine Vorortswohnung zurück. Er lief in eine Falle und verschwand für immer.

Landaus tragisches Schicksal – die Umstände seines Todes blieben unaufgeklärt – sollte mich geraume Zeit verfolgen. Im August 1937, auf der Tagung nördlich von London, überraschte es mich nicht, daß ein französischer Eiferer, der für die POUM sprach, meine und meiner Freunde abgewogene Haltung in der spanischen Frage kritisierte; das war sein gutes Recht. Doch ich wurde zornig, als er anfang, Verdächtigungen zu äußern: Irgend jemand hatte ihm weisgemacht, ich sei möglicherweise mit einem Bericht Landaus sorglos umgegangen; das Papier sei vielleicht in die Hände der Kommunisten gelangt und das belastende Material könne ihnen den Anlaß gegeben haben, Landau zu verhaften. Ich hatte mich während der Diskussion in großer Sachlichkeit mit den politischen Fragen auseinandergesetzt. Doch diese böse Unterstellung, die aus der haßerfüllten Atmosphäre fraktioneller Scherbenrichter stammte, konnte ich nicht ruhig hinnehmen. Mein Exemplar des fraglichen Berichts war nicht in falsche

Hände geraten. Die Kommunisten wußten außerdem gut genug, daß Landau einer ihrer engagierten Widersacher war. Dies habe ich, wie ich fürchte, leidenschaftlich und ungeduldig dargelegt. Die längere Erwiderung gelang mir – auf englisch – durchaus fließend. Vielleicht war sie sprachlich nicht völlig korrekt, doch sie mußte überzeugt und gewirkt haben, denn der Abgeordnete Campbell Stephen, der den Vorsitz führte, erklärte die Debatte für abgeschlossen. Am nächsten Tag, bei einem anderen Punkt der Tagesordnung, fing ein zeternder Verdächtiger italienischer Herkunft noch einmal an. Ich war empört und zeigte meinen Zorn zu unbeherrscht. Nun führte Jeanne Maurin den Vorsitz. Sie bemerkte natürlich, daß ich aus der Rolle gefallen war, aber ihr entging auch die Gemeinheit des Angriffs nicht. Deshalb rügte sie nicht mich, sondern den Provokateur, der zog beleidigt ab. Die Landau-Affäre tauchte später in der Bundesrepublik in der Kampagne rechtsgerichteter Kreise gegen mich wieder auf; ich ging, obwohl ich grundsätzlich nicht viel vom Prozessieren halte, gerichtlich gegen die Verleumdungen vor und bekam mein Recht.

In Paris, im Sommer des folgenden Jahres, redete mir Jeanne Maurin ins Gewissen: Ob ich der zweifelhaften Politik nicht adieu sagen und mich einem ordentlichen Beruf zuwenden wolle. Ich setzte ihr (und damit mit selber) auseinander, daß ich mich in dieser kritischen Vorkriegssituation nicht aus meiner Arbeit und aus dem Kreis der Genossen lösen konnte. Von der Vorstellung, Politik nicht für einen »ordentlichen Beruf« zu halten, habe ich mich damals nicht abgegrenzt.

In Barcelona hatte sich schon vor den Mai-Ereignissen in meiner Umgebung ein Fall von Entführung zugetragen, der nicht gleich als solcher zu entlarven war. Es handelte sich um Mark Rein, den Sohn des russischen Sozialdemokraten Rafael Abramowitsch Rein. Der Vater – ursprünglich Bundist, dann Menschewik – war 1920, nach kurzer Haft, von Lenin ins Exil nach Berlin entlassen worden, hatte sich anschließend in Paris und schließlich in New York niedergelassen, wo er bis zu seinem Tod 1963 in der Exilorganisation der russischen Sozialdemokraten tätig blieb. Der Sohn war in Berlin aufgewachsen, in der Sozialistischen Arbeiterjugend groß geworden und hatte sich der Gruppe »Neu Beginnen« angeschlossen. In Barcelona arbeitete er im Dienst der katalanischen Regierung als Experte im Bereich des Fernmeldewesens. Wir freundeten uns an und hatten gute Gespräche. Eines Abends, wohl am 9. April 1937, besuchten wir

gemeinsam eine Versammlung – wenn ich mich recht erinnere, war es eine Veranstaltung mit dem Einheitspartei-Vorsitzenden Comorera. Danach begleitete ich Rein bis zu seinem Hotel, es war das Continental, wie das meine an den Ramblas gelegen – und sah ihn nie mehr wieder.

Am übernächsten Tag suchte mich – besorgt, doch noch nicht aufgeregt – ein gemeinsamer Bekannter auf, ein gebürtiger Russe und naturalisierter Franzose, der für die katalanische Regierung in Waffengeschäften tätig war. Er hatte Mark Rein im Hotel besuchen wollen und dort erfahren, er sei abwesend. Das Zimmermädchen hatte das Bett unbenutzt gefunden. Nichts hatte er mitgenommen, nicht einmal die Zahnbürste; das mußte mißtrauisch machen. Nach mehreren Tagen kam der französische Russe wieder und berichtete: Mark habe ihm einen Brief auf russisch und dem Hotelier eine Mitteilung auf französisch geschrieben. Er sagte in diesen Nachrichten, er sei an dem fraglichen Abend noch mal an die Luft gegangen und habe einen Genossen getroffen, der ihm in seinem Wagen einen freien Platz nach Madrid anbot. Er werde einige Tage abwesend sein, man solle sich nicht beunruhigen. Das klang – angesichts der Schwierigkeiten, eine Transportgelegenheit nach Madrid zu finden – nicht unglaublich. Doch warum nahm er nicht einmal das Nötwendigste mit? Überdies meinte der Empfänger des russischen Briefs, die handschriftliche Datierung sei manipuliert. Also bestand ernster Anlaß zu befürchten, daß der Freund entführt worden sei. Konnten die Kommunisten dahinterstecken? Sie mußten wissen, daß der Vater mit führenden Sozialdemokraten wie Léon Blum und Emile Vandervelde befreundet war.

In der Tat: Bald intervenierte das Büro der Internationale, auch einzelne Parteien verwandten sich für Rein. Mit meinen bescheidenen Möglichkeiten versuchte ich, Klarheit zu schaffen und womöglich zu helfen. In der »Casa Carlos Marx« drang ich bis in das Büro eines Kominternvertreters vor, dessen hoher Rang mir zuvor nicht bekannt war. Es war der KPD-Mann Karl Mewis (damals: Fritz Arndt). Er saß im Seitenflügel jenes ehemaligen Bankgebäudes, in dem das »Militärkomitee für Ausländer« residierte. Ich sagte ihm, die Kommunisten müßten von allen guten Geistern verlassen sein, wenn sie die Entführung veranlaßt hätten, denn ein solches Vorgehen gegen den Sohn eines sozialdemokratischen Führers würde in Frankreich und anderen Ländern weitreichende Folgen haben. Doch niemand

könnte die Kommunisten von diesem schweren Verdacht reinigen, es sei denn, sie selber. Sie müßten den Mann finden helfen. Mewis (nach dem Krieg SED-Sekretär in Mecklenburg und Ost-Berlin, danach DDR-Botschafter in Warschau) stellte sich unwissend. Ob wir »den Fall« nicht bei nächster Gelegenheit näher erörtern könnten? Darauf weitere Flausen: Ob ich nicht meinte, die Anarchisten könnten hinter der Affäre stecken? Ob es sich vielleicht um eine Frauengeschichte handle? (Mewis erwähnt in seinem Erinnerungsbuch Mark Rein mit keinem Wort. Über den »Putsch der POUM« äußert er sich ungewöhnlich primitiv. Alles spricht dafür, daß er nicht unwissend war.)

Der Vater – Rafael Abramowitsch – traf noch im April in Barcelona ein, um nach seinem Sohn zu fahnden. Wir berichteten ihm von unseren ergebnislosen Nachforschungen. Er, der schon vieles ertragen hatte, war nun ein gebrochener Mann. Er hoffte nur noch auf den Druck der öffentlichen Meinung. »Das mag ja alles stimmen«, erwiderte er auf den Hinweis, wie sehr die Kommunisten sich selbst schaden würden, »aber wo ist mein Sohn?« Der war, wie später mit annähernder Sicherheit ermittelt worden ist, tatsächlich entführt, eingesperrt und mißhandelt worden. Als die Affäre zuviel Staub aufwirbelte, wurde der junge Rein vermutlich »liquidiert«. Er blieb für immer verschwunden. Mich überzeugte die gelegentlich geäußerte Vermutung nicht, Mark Rein sei nach Rußland gebracht worden – möglicherweise, damit man seinen Vater erpressen könnte. Völlig auszuschließen ist freilich auch diese Möglichkeit nicht. Jüngste Untersuchungen haben ergeben, daß er mit einem russischen Schiff verschleppt worden sein könnte, das bis Monatsende April 1937 in Barcelona vor Anker lag.

Die Vermutung, auch Andrés Nin könnte – in diesem Fall über Valencia – auf einem Schiff entführt worden sein, scheint indes in die Irre zu gehen. Wenige Tage nach seiner Verhaftung im Juni 1937 war im kommunistischen Zentralorgan zu lesen, er sei von »Naziagenten« aus dem Gefängnis entführt worden. Daß er nach Folterungen ermordet wurde, konnte mit letzter Genauigkeit nicht bewiesen werden, doch die Indizien wiegen schwer. So auch die Erklärung des kommunistischen Ex-Ministers Jesus Hernandez, Nin habe trotz geschwächter Gesundheit kein Geständnis abgelegt, das in einem Schauprozess hätte verwendet werden können. – Die Version von der Entführung durch »Naziagenten« erschien in neuem Licht, als dargelegt wurde, welche Komödie der Ermordung Nins im Sondergefäng-

nis in Alcalá de Henares bei Madrid voraufgegangen sei: Man habe die Wachen gefesselt und eine Aktentasche mit deutschen Geldscheinen und Papieren liegenlassen. So habe der Eindruck erweckt werden sollen, Nin sei von deutschen Agenten umgebracht worden. Man sprach sogar von einem Gestapotrupp, der sich in der Uniform der Internationalen Brigaden eingeschlichen habe.

Auch andere ruchlose Verbrechen konnten nie mehr aufgeklärt werden. Die vielen Fragen, die sich in diesem tragischen Zusammenhang stellten, sprechen ihre eigene, unmoralische Sprache. Aber selbst jenseits von schlichter Moralität: Die Methoden der Verleumdung, der Hetze und des Terrors mußten, wie ich 1937 schrieb, »die Kampfmoral untergraben und lebensgefährlich für den antifaschistischen Krieg werden«. Überdies drohten sie, »die internationale Arbeiterbewegung erneut zu vergiften und zurückzuwerfen«, sie drohten, »die Ansätze der Einheitsentwicklung in einen Scherbenhaufen zu verwandeln«.

Albert Camus nannte Nins Tod »eine Wende in der Tragödie des 20. Jahrhunderts« – dem »Jahrhundert der verratenen Revolution«. Für ein Komitee »zur Verteidigung der POUM« hatten sich Träger von Namen wie Gide, Mauriac, Duhamel, Roger Martin du Gard engagieren lassen. Der Prozeß gegen die POUM-Führer – mit Ausnahme von Nin, gegen den das Verfahren abgetrennt worden war – fand erst Mitte Oktober 1938 statt. Sie wurden, mit zwei Ausnahmen, jeweils zu fünfzehn Jahren Gefängnis verurteilt. Der Versuch, ihnen Verrat oder Spionage nachzuweisen, war allerdings gescheitert. Als ich in Skandinavien über den Prozeß schrieb, stützte ich mich auf Meldungen, die besagten, daß die POUM-Führer wegen ihrer angeblichen Verantwortung für die Mai-Unruhen verurteilt worden seien. So war es nicht. Vielmehr stützte sich das Urteil auf die absurde Beschuldigung, sie hätten – in ihrem Bestreben, die bestehende Ordnung umzustürzen – behauptet, »die Regierung der Republik empfangen von Moskau Befehle und verfolge alle, die sich diesen Befehlen nicht beugten«. Eine solche Äußerung kam der Wahrheit nahe.

Der Epilog zum Epos des spanischen Freiheitskriegs wurde, wie es einer meiner Freunde ausdrückte, »mit dem Blut der Myriaden der Opfer Stalins« geschrieben. Der Traum von der sozialistisch-kommunistischen Einheit schien ein für allemal ausgeträumt – in Folterkellern und elenden Gefängniszellen vernichtet. Dennoch wurde die

Hoffnung auf Einheit noch einmal der Strohalm, an den sich viele in den Lagern der Nazis klammerten. Jahrzehnte später meldeten sich im Zeichen des Eurokommunismus und eines »Sozialismus mit menschlichem Antlitz« Stimmen zu Wort – auch unter zeitweilig regierenden Kommunisten –, die in den dreißiger und vierziger Jahren nicht vernehmbar gewesen waren. Humanität und Vernunft sind unter den Bedingungen des »real existierenden Sozialismus« – bei aller dem genannten System innewohnenden Engstirnigkeit – nie ganz verstummt.

Largo Caballero

Als prominentester Zeuge der Verteidigung im Prozeß gegen Gorkin und Genossen vom Oktober 1938 trat Francisco Largo Caballero auf – nach Pablo Iglesias, dem spanischen Bebel, der bekannteste unter den Führern des spanischen Sozialismus. Nach seinem Ausscheiden aus der Regierung hatte er den entscheidenden Einfluß in der Sozialistischen Partei eingeübt. Da er sich 1937/38 nachdrücklich gegen einen Parteienzusammenschluß mit der KP stemmte, setzte er sich zusätzlichen Anfeindungen aus. Er wurde zeitweilig aus der Gewerkschaft, an deren Spitze er so lange gestanden hatte, ausgeschlossen und sogar unter Polizeiaufsicht gestellt.

In dem Prozeß – in dem auch Federica Montseny als Zeugin der Verteidigung aussagte – nannte Largo Caballero die Angeklagten seine Freunde und sagte, er habe nicht fünf Jahrzehnte gekämpft, damit es möglich sei, Menschen durch einen Regierungsbeschluß zu verhaften und ohne Schuldbeweis der Freiheit zu berauben. So hatte er im Mai 1937 als Regierungschef argumentiert, als ihm zugemutet wurde, er solle die Rechte der angeblichen Urheber der Mai-Unruhen aufheben. Am 15. Mai, Caballeros Rücktritt erfolgte zwei Tage später, hatten die beiden KP-Minister – der eine war für Landwirtschaft zuständig, der andere für Volksbildung – kategorisch die Auflösung der POUM gefordert; mit der Anschuldigung, sie sei eine verschleierte faschistische Organisation, die in einer Verschwörung mit Franco den Aufstand in Barcelona angestiftet habe, um den Sturz der Republik herbeizuführen. Der Ministerpräsident trat dem scharf entgegen: Er, selbst ein Arbeiter, würde sich niemals dazu hergeben, eine Arbeiterorganisation zu unterdrücken. Er sei in die Regierung nicht

eingetreten, um den politischen Interessen einer besonderen in ihr vertretenen Partei zu dienen. Es sei Sache der Gerichte zu entscheiden, ob eine bestimmte Organisation sich so verhalten habe, daß sie aufgelöst werden müsse. Nach einer stürmischen Auseinandersetzung verließen die beiden kommunistischen Minister die Sitzung und demissionierten.

Der Einfluß von außen erlaubte es nicht, daß eine Regierung ohne Teilnahme der Kommunisten gebildet würde. Diese lehnten die weitere Zusammenarbeit mit Largo Caballero ab. Also mußte er das Feld räumen. Das wäre nicht möglich gewesen, wenn – abgesehen von den Anarchosyndikalisten und den »Bürgerlichen« – die Sozialisten dem Verlangen der KP und ihrer Vorgesetzten eindeutig widersprochen hätten. Doch es zeigte sich jetzt, daß mehrere der PSOE-Führer, die innerparteilich keineswegs als »links« galten, Largo Caballero nicht länger stützten. Sein Nachfolger wurde Juan Negrin, von dem man bald sagte, der sowjetisch-kommunistische Apparat – dessen Einfluß höher einzuschätzen gewesen ist als der der beiden Minister – verstehe ihn bequem zu benutzen. Wer über die Waffen und den Geheimdienst verfügte, hatte zuletzt das Sagen. Die avancierteren Typen des Apparats verstanden es immerhin, zwischen brutaler und listiger Gewalt zu differenzieren.

Ohne Differenzierung war, was man die KP-Führer verkünden ließ. José Diaz rief am 9. Mai 1937 zu einer Ausrottungskampagne gegen »die Trotzkisten« auf. Sie seien Agenten, Spitzel und Provokateure Francos und des internationalen Faschismus: »Da dies jedermann, auch die Regierung, weiß, warum werden sie nicht wie die Faschisten behandelt und erbarmungslos exterminiert?« Es ist fraglich, ob der Generalsekretär dies – mit dem »Exterminieren«, wie Ungeziefer! – selbst formuliert hatte. Denn als die Kominternleute – im selben Monat Mai – die Absetzung Largo Caballeros als Ministerpräsident verlangten, protestierte José Diaz Rames, wenn auch ohne Erfolg. Als schwerkranker Mann ging er 1939 nach Moskau, er war Exekutivmitglied der Komintern. Eines Tages, Mitte März 1942, stürzte er aus dem vierten Stock des Krankenhauses in Tiflis. Es blieb ungeklärt, ob das ein Unfall, Selbstmord oder was sonst war. Er wäre nicht der einzige Spanier gewesen, dem der Todeskelch aus Genossenhand gereicht wurde.

Santiago Carrillo, der als 20jähriger an der Spitze der Vereinigten Sozialistischen Jugend stand (und gegen Ende des Krieges in Madrid

auch Sicherheitsaufgaben übernahm, für deren Erfüllung er hart angegriffen wurde), verkündete noch nach 1945 im Exil, Trotzlisten müßten auf Schritt und Tritt bekämpft und angegriffen werden – zumal solche, die durch die Gestapo oder die Falange in die Reihen der aus den deutschen Lagern zurückkehrenden Genossen eingeschleust worden seien! Ob der spätere Eurokommunist, ab 1960 Generalsekretär der spanischen KP, diesen barbarischen Unsinn wirklich geglaubt hat? Oder ob er besorgt sein mußte, die eigene Haut zu retten? Santiago Carrillo, Sohn eines asturischen Metallarbeiters und sozialistischen Abgeordneten, hatte für eine kurze Zeit der Sozialistischen Jugend-Internationale angehört. Daher rührte seine Bekanntschaft mit Ollenhauer, Kreisky und den Skandinaviern. Ursprünglich hatte er sich der Förderung Largo Caballeros erfreuen können. Als dessen sterbliche Überreste nach Madrid überführt wurden, schien sich die gesamte spanische »Linke« bei einer der volkstümlichsten Gestalten der Arbeiterbewegung wiederzufinden: Auch die KP-Führung erwies dem »Verräter« ihre Reverenz.

Es war freilich eine gewisse Komik im Spiel – vielleicht war es auch Zynismus –, daß zu Beginn des Bürgerkrieges ausgerechnet die Kommunisten Largo Caballero zum »spanischen Lenin« hochstilisieren wollten. Sie brauchten eine Symbolfigur. Doch noch zwei Jahre zuvor, im Frühjahr 1934, galt er als »sozialfaschistischer Kollaborateur« – so in Dokumenten der Komintern und der spanischen KP. Doch töricht ist auch seine Charakterisierung in einer (im ganzen verdienstvollen) deutschen Veröffentlichung über den Spanienkrieg: Er habe im Spektrum des europäischen Sozialismus »auf der äußersten Linken« gestanden und sei »ein klassischer Marxist des 19. Jahrhunderts« gewesen. Das wäre ja keine Schande, doch die Wirklichkeit war anders. Francisco Largo Caballero, 1869 in Madrid geboren, ging nur ein Jahr zur Schule; als Siebenjähriger begann er in der Fabrik zu arbeiten. Mit 21 trat er der UGT bei, ein paar Jahre später auch der Partei; erst als erwachsener Mann lernte er richtig lesen und schreiben. 1919, als Generalsekretär der UGT, wandte er sich gegen den Beitritt der spanischen Sozialisten zur Komintern. Unter der Diktatur Primo de Riveras bekleidete er, ausdrücklich durch die UGT autorisiert, das Amt eines »Staatsratsmitglieds«.

In der Partei galt er als »Gemäßigter«. 1931 wurde er Arbeitsminister der republikanischen Regierung- und ab Herbst des folgenden Jahres Parteivorsitzender. Auf diese Zeitabschnitte bezog sich der

kommunistische Vorwurf der »Kollaboration«. Von den Anhängern in Partei und Gewerkschaft wurde Largo Caballero überwiegend als »Realist« eingeordnet. Man meinte damit seine Haltung während der Diktatur und auch seinen Bruch mit den Kommunisten im Jahr 1937. Im ersten Fall – unter Primo de Rivera – diente eine gewisse Neutralität dazu, die gewerkschaftlichen Organisationen zu bewahren und damit indirekt auch die Partei zu sichern. Im anderen Fall ging es um die Bewahrung der Eigenständigkeit gegenüber dem Druck eines furchterregenden internationalen Apparats.

Die Partido Socialista Obrero Español hatte 1879 die Parteibezeichnung angenommen, unter der sich 1875 – auf dem Einigungsparteitag von Gotha – »Lassalleaner« und »Eisenacher« zusammengefunden hatten. Eine Massenpartei wurden die spanischen Sozialisten allerdings erst in den Jahren vor dem Bürgerkrieg. Neben den »Gemäßigten« und den »Zentristen« gab es innerhalb der PSOE die »Radikalen«, die sich – angesichts des Wiedererstarkens der reaktionären Kräfte – 1933/34 um Largo Caballero zu scharen begannen.

Was seinen Sturz im Frühjahr 1937 angeht, so blieb mir unklar, ob vielleicht ein – damals nicht genannter – Zusammenhang mit Geheimverhandlungen in Paris vorliegen könnte, die kurz zuvor mit dem Ziel begonnen wurden, den Bürger- und Interventionskrieg zu beenden. Dieser Versuch des sozialistischen Botschafters Luis Araquistáin war gewiß vom Ministerpräsidenten (und dem Staatspräsidenten Azaña) gedeckt worden. Hjalmar Schacht, damals noch Hitlers Finanzminister, war bei einem Paris-Besuch an solchen Verhandlungsversuchen beteiligt; bekannt geworden war freilich nur sein Besuch bei Léon Blum. Aus diesem Experiment hätten sich Verdächtigungen und Anschuldigungen ableiten lassen. Es gibt deutliche Zeichen, daß Hitler Ende 1937 die Hilfe für Franco einschränken ließ, damit sich der spanische Krieg in die Länge ziehe; das Andauern der französisch-italienischen Spannungen war wichtig für seine geplanten Operationen gegen Wien und Prag.

Mein Urteil im Sommer 1937, die republikanische Seite habe weiterhin die größeren Erfolgchancen, war zu naiv: Juan Negrin, der die Ministerpräsidentschaft übernommen hatte, setzte in seiner Art von Optimismus vermutlich darauf, daß der Weltkrieg schon 1938 ausbrechen würde. Richtig blieb, daß in Spanien Vorgefechte dessen, was kommen sollte, ausgetragen – und Waffen ausprobiert – wurden. Andererseits: Auch die Russen verlangsamten und reduzier-

ten 1938 – »München« lag in der Luft – ihre Lieferungen. Die Internationalen Brigaden wurden – auf wessen Beschluß eigentlich? – im Herbst abgezogen. Vor Ausgang der Tragödie im frühen Frühjahr 1939 schrieb ich, die Spanier wollten vor allem Frieden – und sie wollten die Ausländer loswerden. Federica Montseny hatte schon vorher unmißverständlich gesagt: »Ich will Spanien wieder für die Spanier haben.«

Largo Caballero ging 1939, wie viele andere, ins französische Exil. Im Herbst 1940 verurteilte ihn ein Gericht der Vichy-Regierung, lieferte ihn jedoch nicht an Franco aus. (Dies widerfuhr, neben vielen tausend anderen, Lluís Companys, dem Führer der katalanischen linksrepublikanischen »Èsquerres«, der eine Art Präsident von Katalonien gewesen war und im Oktober 1940 in Barcelona hingerichtet wurde.) Largo Caballero wurde 1943 von der Gestapo verhaftet und nach Oranienburg gebracht. Im Juni 1945 kehrte er nach Paris zurück und starb dort anderthalb Jahre später.

Man kennt einen Briefnachlaß aus dem Jahre 1945, dem die Rolle eines politischen Testaments beigegeben wurde. Darin zitierte Largo Caballero eine frühere Antwort auf die Frage nach dem Wie der demokratischen Ordnung Spaniens, die lautete: Republik, Republik, Republik. Wenn man ihm die Frage neu stellen würde, könnte er nur antworten: »Freiheit, Freiheit und noch einmal Freiheit – und meinetwegen kann jeder ihr einen Namen geben, den er für richtig hält!«

Ende und neuer Anfang

Als Katalonien zusammenbrach und sich ein Massenstrom von Flüchtlingen über die Pyrenäen ergoß, erlebte Madrid noch einen schrecklich opferreichen Ausbruch der Verzweiflung, bevor Franco am 28. März 1939 seinen Einzug hielt. Anders als viele annehmen, habe ich die Hauptstadt zum erstenmal 1976 kennengelernt. Spanien blieb mir nah, doch ich mochte zu Francos Zeiten nicht in das Land reisen, mit dem mich so viele beschwerende Erinnerungen – und so viele Hoffnungen verbanden. Die einzige Ausnahme war 1969: Der Arzt hatte empfohlen, einen langen Flug zu vermeiden. So buchte ich meine einzige Schiffsreise nach den USA: von Neapel bis Halifax. Halbtägige Zwischenaufenthalte in Malaga und in Lissabon zeigten mir: Die iberische Welt begann sich zu verändern.

Lange nahm ich an, der Spanienkrieg habe 600 000 oder mehr Todesopfer gefordert. In den letzten Jahren hat die Madrider Regierung diese Zahlen korrigiert: 440 000 Tote, davon 126 000 durch politischen Mord und 285 000 durch die Verluste der kämpfenden Truppe; den Rest machten Opfer der Zivilbevölkerung aus. Fast eine halbe Million Soldaten und Zivilisten waren in Frankreich interniert.

Gurs, im Vorland der Pyrenäen, war eines der ersten Lager für geflüchtete Spanier. (Später wurden in Gurs deutsche Emigrantinnen interniert, danach brachte man 6000 badische Juden, auch solche aus der Pfalz und dem Saarland, dorthin, und im Sommer 1944 wurde es schließlich ein Lager für französische Kollaborateure.) Augenzeugen berichten: »Man hatte diese Scharen von abgekämpften Männern, von halb verhungerten Frauen und Kindern, die im Januar 1939 über die französische Grenze fluteten, auf einigen Plätzen der Mittelmeerküste zusammengetrieben und einen Stacheldraht um sie gezogen. Da saßen sie auf dem Strand im Sand, in Kälte und Regen, ohne Dach über dem Kopf, ohne Küche, ohne die geringste hygienische Einrichtung...« Ein deutscher Angehöriger der Brigaden schrieb: »Plötzlich, auf einem Dorfplatz, entdeckten wir ein großes frisch gemaltes Schild: »Au Camp de concentration!« Zum Konzentrationslager! Also nicht wie Veteranen eines Freiheitskriegs behandelte uns die französische Regierung, sondern wie Sträflinge, die nach Cayenne verschifft werden! Welch bittere Enttäuschung!«

Tausende von »Rotspaniern«, die man nicht an Franco ausgeliefert hatte, wurden in deutschen Lagern zu Tode gebracht. 7200 von ihnen waren allein im KZ Mauthausen registriert; umgekommen sind in deutschen Lagern rund 8000 »Rotspanier«. Auch viele von denen, die in die Sowjetunion gelangt waren, gerieten in Not. Die Führerschaft der spanischen KP wurde in der großen »Säuberung« des Apparats der Komintern dezimiert. Viele der einfachen Leute wurden nach Zentralasien oder in andere entlegene Regionen deportiert.

Gibt es eine Gnade der geschichtlichen Distanz? Man konnte später erkennen, erst aus der Entfernung, dann an Ort und Stelle: Die Spanier wollten keinen neuen Bürgerkrieg. Ich erlebte in Madrid, daß der König nicht anders als die Führer der Sozialisten den Blick nach vorn richtete. Damit waren die Gefahren für die spanische Demokratie noch nicht gebannt. Aber sie sind heute anderer Natur als in Henry Kissingers Zwangsvorstellungen über den »Vormarsch des Marxismus«.

In der Bundesrepublik dauerte es lange, bis sachlich über »Rotspanien« geredet werden konnte. Erst im Sommer 1972 – sofern sie ihren Wohnsitz im Ausland hatten, erst im Mai 1978 – wurden Deutsche, »die in Spanien auf republikanischer Seite gekämpft haben« (sowie deren Hinterbliebene), nach dem Bundesversorgungsgesetz mit den Angehörigen der Legion Condor gleichgestellt.

Oslo II

Staatenlos

Am 5. September 1938 bürgerten mich die nazideutschen Behörden aus. Ich hielt mich zu jener Zeit in Frankreich auf; die Nachricht erreichte mich erst Wochen später, als ich wieder in Oslo war. Ein Bekannter in Paris, der offizielle deutsche Publikationen auswertete, schrieb mir, er habe die Bekanntmachung im »Reichsanzeiger« (Deutscher Reichsanzeiger und Preußischer Staatsanzeiger) gefunden.

Ich kann mich nicht daran erinnern, daß mich diese Veränderung meines Status sonderlich beeindruckt hätte. Ausbürgern heißt entnazen, hatte Bert Brecht gesagt. Die Ausbürgerung hatte, unter den gegebenen Umständen, für mich keine praktische Bedeutung. Von meinem deutschen Paß, der bis zum Sommer 1936 gültig gewesen war, hatte ich sowieso keinen Gebrauch mehr gemacht. Immerhin, ich war nun einer von den schließlich 38 766 Deutschen – zusätzlich zu all den deutschen Juden, die nicht mal mehr dieser Prozedur unterworfen wurden –, die nach Naziwillen in aller Form nicht mehr Deutsche sein sollten. Für die Urheber dieser Praxis war das nicht eine bloße Formalität. Sie wollten die »Treulosen« ächten. Diese sollten nicht nur ihr Reisepapier und ihr Eigentum verlieren, sofern solches in Deutschland verblieben war (bei mir war da nichts zu holen): Die Ausgebürgerten sollten vogelfrei sein. Leider hatten bei weitem nicht alle Betroffenen die Möglichkeit, auch nur einen Fremdenpaß ihres Gastlandes zu erlangen. (Ich empfand es als tief beschämend, daß die Führung der DDR – in deren Reihen mancher weiß, was dies heißt – das Ausbürgerungsverfahren wieder einführte; sie konnte sich auf eine entsprechende sowjetische Praxis berufen.)

Manche der Prominenten – zu denen ich nicht gehörte – waren schon 1933 ausgebürgert worden, andere folgten mir. Ich stand auf